BS480
.G837

B. WESTERMANN & Co
NEW YORK
812 BROADWAY

Library of Princeton
MAY 14 1894
Theological Seminary

Division BS480
Section G837
No.

Der Kampf um die heilige Schrift

und ihre Inspiration,

mit Rücksicht auf Dr. Dieckhoff, Dr. Geß u. a.

Von

Pastor Greve,

Director des ev.-luth. theologischen Seminars in Breslau.

Cottbus.

Druck und Verlag der Gotthold-Expedition.

1892.

Vorbemerkung.

Der Prophet Jeremia erzählt Cap. 36, daß er im vierten Jahre Jojakim's, 606, alle Rede, die Gott zu ihm geredet habe, niederschreiben mußte. Dieses Buch wurde dann dem Volke, den Fürsten und dem Könige vorgelesen. Das Resultat war, daß das heilige Buch zerschnitten und verbrannt wurde. Dabei erhebt der Prophet den Vorwurf: „Und Niemand entsetzte sich, noch zerriß seine Kleider". Daraus geht hervor, daß Gott ein solches Trauerzeichen erwartete.

Denselben Vorgang sehen wir in den Formen unserer Zeit vor unsern Augen sich vollziehen. Die heilige Schrift wird durch falsche Kritik zerschnitten. Und wenn man die Frage nach ihrer Inspiration eine „brennende" genannt hat, so liegt das nicht daran, als ob die Sache selbst an sich eine zweifelhafte, noch erst zu ermittelnde wäre. Denn die heilige Schrift selbst, die einzige Autorität in diesen Dingen, spricht sich mit „beleidigender Klarheit" darüber aus. Aber der Zeitgeist, der die heutige „Wissenschaft" beseelt, hat den Brand in das Heiligthum der Inspiration geworfen, und möchte es zu einem brennenden, und dadurch zu Staub und Asche machen, d. h. zu rein irdischen Dingen.

Wenn nun der HErr bei diesem Stande der Dinge von denen, die den Glauben bewahren wollen, Trauerzeichen

erwartet, so möge ein jeder in seinem Berufe das Seine thun, und auch gegenwärtige Schrift möge so betrachtet werden. Der HErr aber wird sein Wort unversehrt auch aus dieser Feuersbrunst hervorgehen lassen. Und in dieser Zuversicht sprechen wir auch: Verbum Dei manet in aeternum (das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit).

Die folgenden Betrachtungen wurden ursprünglich als „Gottholdartikel" geschrieben, und dieser Zweck wird die Form erklären, die nicht blos für Theologen bestimmt ist. Da einige Freunde für nützlich hielten, sie in einer Broschüre zusammenzufassen, so mag es geschehen. Gott wolle in Gnaden segnen.

Breslau, den 25. April 1892.

Pastor Greve.

Der entschlafene Schriftausleger Professor Keil sagt zu der berühmten Stelle Dan. 9, 26: „Christus wird ausgerottet und nichts mehr sein," das beziehe sich nicht auf den Tod Christi unter Pontius Pilatus, sondern auf das Ende der Zeiten. Am Ende der Welt werde Christus in der Weise ausgerottet werden, daß ihm nichts mehr bleibe, keine Bekenner, kein Gottesdienst u. dgl. Wir glauben zwar nicht, daß er mit dieser Beziehung ganz das richtige getroffen habe, sondern nehmen mit unsern Vätern an, daß Dan. 9 sich in erster Linie auf die erste Ankunft Christi, die im Fleische, und darum auch V. 26 auf seinen Kreuzestod beziehe. Aber der Gedanke ist richtig, daß in den letzten Zeiten ein solcher Greuel der Verwüstung über alles Heilige hereinbrechen wird, daß man wohl sagen kann, Christus werde in seinen Gliedern, in seinem Worte, seinen Gnadenmitteln, seiner Kirche auf's neue gekreuzigt. „Wenn des Menschen Sohn kommen wird," heißt es Lucas 18, 8, „meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?" Er will damit andeuten, es werden solche Anfechtungen hereinbrechen, daß der Glaube überall werde wanken, selbst in den wenigen Auserwählten. Darum werden auch um der Auserwählten willen die letzten Tage verkürzt, denn wenn das nicht geschähe, so würde dann kein Mensch selig werden. Von diesem Gedanken bewogen, schreibt Dr. Scheibel in dem ergreifenden Schluß seiner Unionsgeschichte S. 294, daß es noch dahin kommen müsse, daß die letzte Gemeinde rufen werde: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Wir gehen diesen Tagen entgegen. Mit einer unglaublichen Schlauheit sucht der böse Feinde eine Stütze des Glaubens nach der andern in's Wanken zu bringen. Er gebraucht dazu gröberes Geschütz und feineres. In grober Weise wird die Existenz

Gottes und der menschlichen Seele bestritten, und thierischer Materialismus auf den Thron gesetzt. Dann kommt der Herr von Egidy und will eine neue Kirche ohne Christum haben, indem er es für unmöglich erklärt, die Gottheit Christi noch ferner zu glauben. Und in neuester Zeit ist dann die göttliche Eingebung der heiligen Schrift zu einer „brennenden Frage" geworden. Mit dieser wollen wir uns jetzt beschäftigen. Daß die ganz Ungläubigen von einer göttlichen Inspiration der heiligen Schrift nichts wissen wollen, daß ist nicht verwunderlich; da sie zu den „Thoren" zählen, die in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott! (Ps. 14, 1), so ist es ihnen auch lächerlich, von einem göttlichen Ursprung der Bibel zu reden. Die Bibel ist ihnen ein rein menschliches Buch, und noch viel schlechter als alle andern, da sie so hohe Ansprüche macht. Sie ist voll Lügen, Fabeln, Widersprüche und Irrthümer, und ist das gefährlichste aller Bücher, da es einen großen Theil der Menschheit verführt hat, Dinge zu glauben, die nicht wahr sind. Dieser grobe Unglaube indeß macht es zu grob, und dadurch verliert er wieder einen Theil seiner Kraft.

Viel schädlicher ist das Halbiren, wenn man dem Teufel einen Finger giebt und denkt, damit müsse er sich begnügen, dann würde er schonender und frömmer werden. Das ist falsche Klugheit. Solches thut aber jetzt fast die ganze deutsche wissenschaftliche Theologie, und sie stiftet damit einen unberechenbaren Schaden. Nachdem nämlich durch den wissenschaftlichen Unglauben, also die Wellhausen'sche Schule, die Straßburger Theologie, die Ritschl'sche Schule, die Jenaer, Gießener und andere Irrsterne des Unglaubens die Bibel geopfert war, bemerkt man bei den positiveren Theologen, welche im Ganzen und Großen den christlichen Glauben festhalten möchten, eine gewisse Nachgiebigkeit an den Unglauben im Einzelnen, namentlich im Punkte der Inspiration; dahin gehörte leider nicht blos Delitzsch und die anderen Leipziger Professoren Zahn und Luthardt, sowie die Erlanger theologische Zeitschrift von Dr. Frank u. a., sondern auch Professor Grau aus Königsberg hat sich auf der August-Conferenz in Berlin als ein solcher Brückenschläger über den breiten Graben zwischen Glauben und Unglauben erwiesen. Kein deutscher Professor hat sich mit der nöthigen Entschiedenheit der heiligen Schrift angenommen, obgleich die Professoren von Nathusius und Zöckler auf jener Berliner Conferenz sich besser aussprachen als Grau. Im vollen

Sinne des Glaubens waren die Thesen gehalten, welche Pastor Schulz aus Walsrode jener Versammlung vorlegte. Sie verdienen auch hier mitgetheilt zu werden.

1) „Was dünket euch von der Schrift?" das ist unter den Theologen gegenwärtig mehr denn je die alles entscheidende Frage. — 2) Die Schrift ist nicht blos Urkunde der Offenbarungen Gottes, sondern sie ist selbst seine Offenbarung: das ist ihre Herrlichkeit. — 3) Wenn sie überhaupt oder in erster Linie nicht ein göttliches, sondern ein menschliches Buch voller Mängel und Fehler ist: dann ist ihre Herrlichkeit dahin. — 4) Wenn die in ihr berichteten Thatsachen und die in ihr enthaltenen Lehraussagen ganz oder theilweis unglaubwürdig, bezw. unverläßlich sind: dann ist ihre Herrlichkeit auch dahin. — 5) Unumstößliche Ergebnisse der Kritik erkennen wir nicht an. — 6) „Die Geschichte der Kritik ist das Gericht der Kritik". — 7) Die Stellung Christi und der Apostel zur Schrift ist eine andere, als die der modernen Theologie: das ist das Gericht über die moderne Theologie. — 8) Weil die Schrift Gottes Wort ist, so ist auf sie unbedingter Verlaß, wie auf Gott selbst: das ist ihre Herrlichkeit. — 9) Sie bedarf nicht des Zeugnisses der Kirche, sondern sie bezeugt sich selbst. — 10) Die an der unbedingten Autorität der Schrift rütteln und dabei Luther zu ihrem Eideshelfer machen: die thun ihm eine Schmach an. — 11) Die unbedingte Autorität der Schrift ist der höchste Trost des nach Gewißheit in der Wahrheit ringenden Herzens, des angefochtenen Gewissens, der Erbauung suchenden Gemeinde. — 12) Weil die Schrift Gottes Wort ist, so ist sie hell, das ist ihre Herrlichkeit. — 13) Weil das Wort hell ist, so hat Gott ihm keinerlei menschlichen Vormund und Ausleger zu bestellen nöthig gehabt, und hat auch keinen bestellt. — 14) Alle scheinbare Dunkelheit der Schrift ist lediglich auf unserer Seite. — 15) Weil die Schrift Gottes Wort ist, so ist die Kirche mit ihr ausreichend versorgt: das ist ihre Herrlichkeit. — 16) Weil die Schrift Gottes Wort ist, so geht auch Gottes Kraft von ihr aus: das ist ihre Herrlichkeit. — 17) Wer das erfahren will, der muß die Schrift recht brauchen.

Der unglückliche Propst Kier in Tondern, welcher das Stichwort, daß die Lehre von der wörtlichen Inspiration der Bibel aufgegeben werden müsse, ausgesprochen hat, hat seinen Vortrag veröffentlicht, in welchem er seinen Irrthum zu vertheidigen suchte. In diesem Vortrag giebt er genauer an, was

ihm anstößig sei, nämlich (S. 8) die „Lehre, daß die heiligen Schriftsteller beim Schreiben durch ein besonderes Wunder erleuchtet worden sind". Ja das ist gerade die Hauptsache. Die Muhammedaner beschämen uns. Sie nennen jeden Vers im Koran ein „Wunder". Er ist es nicht, wohl aber haben wir in jedem Satz der Bibel ein solches; sie ist nicht blos Offenbarungsurkunde, sondern selbst Offenbarung, wie Pastor Schulz ganz richtig sagte, und das ist ihre Herrlichkeit.

Sodann kommt Kier auf die Lehre der alten lutherischen Dogmatiker. Er stellt den Hauptpunkt derselben richtig so dar, daß der Verfasser der Bibel in erster Linie Gott selber sei, und die Propheten und Apostel nur Verfasser in zweiter Linie, da der heilige Geist sie zum Schreiben antrieb und ihnen Sachen und Wörter eingab. Ganz richtig, so sagt die Bibel selbst. In seinem letzten Liede (2. Sam. 23, 2) jauchzt der König David darüber: „Der Geist des Herrn hat durch mich geredet und seine Rede ist durch meine Zunge geschehen." Und wie oft sagen es die Propheten, daß der Herr Ihnen Seine Worte in den Mund gelegt habe. Das war ihnen die höchste Ehre, Wonne und Freude, es war ihnen dieser Vorgang der Inspiration süß wie Honig, während wir es erleben müssen, daß sie in neuester Zeit von deutschen Theologen deshalb Papageien gescholten werden. Und nun versichert Propst Kier immer wieder auf's neue, die alte Inspirationslehre festzuhalten sei eine Unmöglichkeit; besondere Inspiration beim Schreiben sei nicht die Quelle der Kenntniß der heiligen Geschichte Jesu für den Evangelisten Lucas gewesen (S. 13), die Versuche, die Widersprüche in den Evangelien auszugleichen, hätten aufgehört (S. 14), Gottes Wort und die heilige Schrift deckten sich nicht (S. 19).

Er hat sich dann von Professor Dr. Kawerau ein Nachwort schreiben lassen, worin dieser es versucht, Luther's Stellung zur heiligen Schrift sich so ziemlich decken zu lassen mit der Stellung, welche er selbst mit der Mehrzahl der heutigen deutschen evangelischen Professoren der Theologie zu derselben einnimmt. Kier selbst zwar äußert S. 8 das Gefühl, daß Luthern dennoch die Vorstellung, daß ohne Mitwirkung menschlicher Gedanken der heilige Geist das geschriebene Wort eingegeben habe, auch eigen gewesen sei. Er vermag nur nicht, gewisse freiere, wegwerfende Aeußerungen Luther's z. B. über den Jacobusbrief, damit zu vereinigen. Und hier zeigt sich recht die veränderte Herzensstellung der modernen halbgläubigen Theologie gegenüber

den alt-lutherischen Glaubenslehrern. Diese letzteren verglichen einzelne unhaltbare Aeußerungen Luther's mit der Schwäche Noah's, die man ehrerbietig zudecken müsse. Professor Kawerau giebt zwar auch zu, daß Luther über den Jacobusbrief, über Hebr. 6, 10. 12, über den Judas- und zweiten Petrusbrief, über die Offenb. Johannis einseitig und übereilt geurtheilt habe, und heutiges Tages kaum ein Theolog sich diese Kritik Luther's im vollen Umfang aneignen könne (S. 28), aber diese Fehler Luther's sind diesen Herren doch sehr werthvoll, weil sie daraus die Berechtigung entnehmen zu dürfen meinen, auch in dieser Weise gegen die Bibel vorzugehen, wenn gleich auf anderen Punkten. Es ist dies dasselbe, als wenn man die Menschenfurcht Petri in Antiochien zur Berechtigung nehmen wollte, in anderer Weise der Menschen Knecht zu werden, statt sich umgekehrt davor zu hüten. Die richtige Stellung zu solchen Fragen kann doch nur die sein, wenn wir Jacobus, Judas, Petrus und Johannes, kurz die heiligen Apostel wohl Richter über Luthern sein lassen, nicht aber Luthern zum Richter über die Apostel machen, was er selbst weit ablehnen müßte und würde. Denn seine ganze Reformation beruht darauf, daß er seine Vernunft wohl der heiligen Schrift unterwirft, nicht aber umgekehrt. Professor Dieckhoff in Rostock bringt S. 31 seiner gleich zu erwähnenden Schrift einen Satz Luther's bei, worin dieser an Augustin es lobt, daß er sage: Lieber, folge meiner Schrift nicht gleichwie der heiligen Schrift. Professor D. weiß am besten, daß Luther dieselbe Regel eben so sehr auf sich selbst angewandt wissen wollte. Ebenso kann nur das die richtige Stellung sein, daß wir die heilige Schrift wohl zu Gericht sitzen lassen über die heutige evangelische theologische Wissenschaft, und den Werth jeder Leistung darnach messen, mag sie von Kawerau, Grau, Zöckler, Frank, Luthardt oder wem auch immer kommen, nicht aber die heutige so uneinige und viel irrende Wissenschaft zur Richterin und Meisterin über die heilige Schrift setzen, von der Christus sagt, sie dürfe nicht gebrochen werden und jeder Titel überdaure Himmel und Erde. Wollten wir über diese göttliche Majestät der Schrift die heutigen Docenten setzen, so würden wir freilich übel berathen, ja verloren sein.

Propst Kier ärgert sich S. 11, daß die von ihm verworfene „alte echt Quenstedt'sche Inspirationslehre in einem Buch von Superintendent Dr. Kölling wieder auf den Plan trete und

nicht wanken und weichen" wolle. Ich habe dieses Buch in unserm Kirchenblatt angezeigt. Es macht demselben Buche die Kier'sche Aeußerung große Ehre, daß es von der alten Wahrheit nicht wanken und weichen wolle. Das Kölling'sche Buch scheint auch andere schon Wankende wieder befestigt zu haben, so sagte nach dem Reichsboten Superintendent a. D. Krückeberg in einer Versammlung in Berlin am 9. September folgendes: „Man war über die Lehre, daß jedes einzelne Wort der heiligen Schrift vom Geiste Gottes eingegeben sei, schon fast hinausgegangen; aber grade in unsern Tagen ist ein Doctor der Theologie voll gründlicher Gelehrsamkeit mit einem Buch aufgetreten, worin er mit allen Gründen seines Geistes und seiner Kenntnisse diese Verbal-Inspiration vertheidigt." Gott gebe dem werthen Buch noch mehr solchen Segen. Der Verfasser hatte auf einer Synodalversammlung, als man ihm vorwarf, er wolle die Theologie des 16. Jahrhunderts wieder herstellen, die Freimüthigkeit, zu erwidern, daß die Theologie des 16. Jahrhunderts ihm lieber sei als die des 19. Sie ist auch besser, denn sie war voll Glaubens und heiligen Geistes, während die jetzige voll Zweifels und eignen Geistes ist. Den Dr. Kölling sollte man zum Professor der Theologie berufen, der würde da zum großen Segen werden.

Als in diesen Tagen bekannt wurde, daß auch Professor Dr. Dieckhoff in Rostock ein Buch über Inspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift herausgeben werde, da konnte man nach dem guten Klange, den sein Name vielfach hat, und nach seiner Stellung als Lutheraner, als Glied einer lutherischen Landeskirche, einer lutherischen Facultät und als lutherischer Consistorialrath, wohl hoffen, daß er für die gefährdete Ehre der heiligen Schrift als des Formalprincips der Reformation tapfer eintreten werde. Andererseits war nach einem früheren Vorgang zu befürchten, daß er sich mehr auf die linke Seite schlagen würde. Die Hoffnung ist zu Schanden, die Befürchtung zur Wahrheit geworden. Wir müssen das traurige Schauspiel erleben, daß, während der unirte Pastor (Kölling) muthig und freudig für das Wort Gottes auftritt, der lutherische Professor (Dieckhoff) gegen dasselbe kämpft. War es nicht beschämend, wenn Dr. Kölling, die Union vertheidigend und auf die Ritschl'sche Theologie hinweisend, sagen konnte, die komme nun aus einer nicht unirten, lutherischen Landeskirche? Er wollte sagen, das Nichtunirtsein schütze nicht vor grundstürzenden Lehren und Bestrebungen. Leider sehen wir das

in der Inspirationsfrage bestätigt. Freilich die Union wird dadurch nicht besser, denn auch sie stammt nicht aus dem Glauben, aber für den lutherischen Namen bleiben solche Vorwürfe eine große Unehre.

Dr. Dieckhoff hat seiner Schrift ein Motto von Augustin vorangesetzt: titubabit fides, si divinarum scripturarum vacillet auctoritas, d. h. der Glaube wird wanken, wenn die Autorität der heiligen Schriften wanken sollte. Ganz richtig, und wer blos diesen Anfang seiner Schrift sieht, freut sich schon, eine Stärkung des Glaubens in der Befestigung der Autorität der heiligen Schrift zu finden. Aber er wird bitter enttäuscht. Das ganze Büchlein Dr. Dieckhoff's versetzt der Autorität der heiligen Schrift einen neuen Stoß zum Wanken, und das ist um so betrübender und gefährlicher, als der Stoß von einem positiv gläubigen und lutherischen Professor ausgeht. Zwar aus dem Glauben ist dieser Stoß nicht gekommen, und gefährlich wird er nicht etwa werden für die Existenz der Inspiration selbst, denn die hat schon härtere Stöße überwunden. Die Sonne der Inspiration, der Glanz des Wortes „alle Schrift von Gott eingegeben" wird weiterleuchten, auch wenn die ganze Welt widerspräche. Aber gefährlich und verleitend kann ein solcher Stoß werden für die Schrifttreue derer, die etwa an Dr. D. emporsahen als eine Autorität. Es wird heißen, da ist wieder einer von den Orthodoxen, der sich gezwungen fühlt einzugestehen, daß es mit der heiligen Schrift nicht so sicher bewandt ist, als das christliche Volk glaubt.

Dieckhoff's Hauptsatz, den er beweisen will, ist der, daß die menschliche Geistesthätigkeit der Verfasser der heiligen Schriften bei Abfassung derselben nicht ausgeschlossen ist (S. 100), was NB. niemand leugnet, daß aber der menschlichen Geistesthätigkeit nun einmal etwas Unsicheres und Fehlsames anhaftet (S. 102), folglich — auch den heiligen Schriften. Dr. D. hat darum nichts dagegen, wenn es in den Evangelien von historischen Irrthümern und Fehlern wimmelt; er zählt selbst über ein Dutzend auf (lauter alte Sachen, die oft vorgebracht und oft widerlegt sind) und meint, das würde wohl genügen. Er scheint demnach auch noch mehr in petto zu haben, und überhaupt kann man wohl zweifelhaft werden, ob Dr. D. wirklich die Evangelien von den Männern für verfaßt hält, deren Namen sie tragen. Er schreibt S. 41: „Wie Augustin und Luther sieht auch Chemnitz in den Evangelisten die

Verfasser der Evangelien." Das klingt doch ganz so, als ob Dr. D. selber anders dächte. Anderswo spricht er auch von einer Ueberlieferung, die so und so sich gestaltet habe. Das schmeckt etwas nach dem Graus der heutigen berüchtigten Evangelienkritik, wo eine Hypothese die andere jagt und zuletzt das ganze Verfahren in Verzweiflung endigt, ob man denn überhaupt noch etwas sicheres von Christo wisse. Wie weit überhaupt heutige „gläubige" Professoren kommen können, zeigt eine Aeußerung auf der Berliner Augustconferenz, wonach Professor Haupt gesagt habe, es werde dem Christenthum nichts nehmen, wenn auch Christus überhaupt nicht gelebt hätte. Nach 1. Joh. 4, 3 stammen aber solche Behauptungen aus dem Geiste des Widerchrists, der den Vater und den Sohn leugnet.

Man möchte wohl fragen, wie Dr. D. sich nun zu der Person Christi zu stellen gedenkt, der doch auch ein Mensch war (wir sagen „war", um den Stand der Erniedrigung zu bezeichnen) mit menschlicher Geistesthätigkeit. Haftete ihr nun auch dieses Unsichere und Fehlsame an? Es ist ja bekannt, daß die Professorenweisheit dem Heilande mindestens zwei Fehler und Unsicherheiten vorhält, die er begangen habe, da er Marc. 2, 26 dem Hohenpriester, zu dem David floh, Abjathar, und Matth. 23, 35 dem Vater des ermordeten Propheten Zacharias den Namen Barachias gab. Mit Dieckhoff's Sprache zu reden, würde hiernach die „Beschaffenheit" der Aeußerungen Christi eine „absolute" Irrthumslosigkeit nicht zulassen. Würde nun Dr. D. vor dieser Annahme zurückschrecken? Es ist leider an dem, daß es deutsche Professoren giebt, die nicht davor zurückschrecken. Sie sagen, zum Stande der Erniedrigung gehöre auch das Mitunterlaufen solcher Irrthümer. Andere sagen, Christus habe doch nicht Theologie studirt und habe als Laie wohl solche Versehen machen können. Da kommt denn der ganze „wissenschaftliche" Hochmuth unserer Zeit zu Tage. Oder würde Dr. D. hier Christum freisprechen, und nur die Berichterstatter, Matthäus und Marcus, beschuldigen, daß sie auch hier das „Unsichere" und „Fehlsame" ihrer Geistesthätigkeit bewiesen und Christi Worte getrübt hätten?

Wenn es nun aber in den Evangelien schon so aussieht, wie soll es mit den Episteln werden? Hat man da nicht auch den Freibrief, nach dem Unsichern und Fehlsamen der menschlichen Geistesthätigkeit des heiligen Paulus, Petrus und Johannes zu spüren? Hat man dem ersteren nicht schon längst

vorgerückt, daß er Apostelgeschichte 13, 20 die Richterzeit auf 450 Jahre, 100 Jahr zu viel, angebe? und daß er 1. Cor. 10, 8 die Zahl der in der bileamitischen Plage Gefallenen auf 23000, also 1000 Mann zu wenig setze. Wird doch diese letztere Zahlangabe von deutschen lutherischen Professoren für allein genügend angesehen, zu beweisen, daß von einer irrthumslosen Inspiration des Neuen Testaments nicht die Rede sein könne. O diese hochgelehrten lutherischen Professoren! und diese unsichern und „fehlsamen" Apostel! Hätten Paulus und Petrus doch erst in Leipzig oder Rostock Theologie studirt, ehe sie schrieben!

Und nun gar das Alte Testament!? Christus sagt zwar, daß jedes Jota und Häkchen des Alten Testaments Himmel und Erde überdauern werde, aber er war nur ein Zimmermannssohn und hatte auch nicht Theologie studirt. Jetzt wissen wir's besser, daß das Alte Testament ein Buch voller Irrthümer, Fehler und Unsicherheiten ist, ja es fehlt nicht viel, dann heißt die Bibel, das Buch der Bücher, das fehlsamste Buch von allen. Professor König in Rostock versichert ganz einfach, daß die Zahlen des Alten Testaments nicht zur Inspiration gehören, man kann also von ihnen halten, was man will. Ob die Welt hiernach 6000 oder 6 Millionen Jahr alt ist, das so oder so für wahr zu halten, mag jeder mit sich selbst ausmachen, denn die ganze Chronologie der Weltgeschichte stürzt mit der Bibel hin. Professor Cornill in Königsberg belehrt uns in seiner ganz neuen Einleitung zum Alten Testament, daß der oder die Verfasser des Richterbuches den ersten Richter Athniel „selbst geschaffen", den mesopotamischen Bedränger Kuschan Rischathaim „frei erfunden" habe, und die Erzählung, daß der Stamm Benjamin damals fast ganz aufgerieben sei (Richter 20), sei „undenkbar", der Richter Samgar (3, 31) sei dort eingetragen, um die (nicht einmal richtige) Zwölfzahl der Richter voll zu machen, ohnehin seien einzelne unter den Richtern sicher gar keine historischen Persönlichkeiten, sondern Personificationen (S. 97). Nun es kommt dieser Schule gar nicht darauf an, auch Abraham, Isaak, Jacob, Joseph, Mose und alle andern grundlegenden Personen des Alten Testaments zu bloßen Fabeln zu machen, man lese nur einmal Stade, Geschichte Israels, was da von den Thatsachen der alttestamentlichen Geschichte noch übrig bleibt.

Freilich, bestimmt Dr. Dieckhoff, der soweit nicht geht, das „Menschlich-Unsichere und Fehlsame" in der heiligen Schrift dürfe nur auf unwesentliche Nebendinge beschränkt

werden. Das was in der heiligen Schrift für den Heilszweck dem Glauben gegeben und festgestellt werden soll, müsse von dem Menschlich-Unsichern und Fehlsamen frei bleiben. Allerdings könne die Grenzlinie zwischen dem Göttlich-Gewissen und dem Menschlich-Unsichern in der Schrift nicht festgestellt werden, man könne sie auf sich beruhen lassen und müsse das auch. (S. 106 ff.) Kämen Uebergriffe vor, so sei es Aufgabe der positiven Kritik (d. h. der Professorenwissenschaft, wehe den armen Laien!), dieselben nachzuweisen, und zu zeigen, daß durch das Menschlich-Unsichere und Fehlsame in der heiligen Schrift der Heilszweck des Wortes Gottes nicht gehindert, sondern vielmehr gefördert werde. Freilich sei mit dieser Unterscheidung zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen in der heiligen Schrift viel Mißbrauch getrieben und dadurch die göttliche Autorität des Wortes Gottes umgestoßen worden, aber der Mißbrauch hebe den rechten Gebrauch nicht auf; es müsse ein besserer Gebrauch von dieser Unterscheidung gemacht werden. Welcher? Nach dem Glauben, sagt Dr. D. Welchem Glauben? meinem oder deinem? Nein, sagt D., das wäre ein subjectiver Glaube, der könne irrig sein, sondern nach der Analogie des objectiven Glaubens. Wo ist der? In der Schrift. Aber die Schrift hatte doch eben erst eine menschlich-unsichere und fehlsame Seite, und nun soll sie wohl selbst noch angeben, was in ihr unsicher und fehlsam sei, und dabei könnte sie ja wieder irren.

Hier dreht sich alles im Kreise herum, und es wird niemand Lust haben, auf den Sand dieser Theologie etwas zu bauen.

Professor D. sucht nun nachzuweisen, daß seine Meinung nicht schade, ja er beruft sich theilweise auf die alten Väter, auf Augustinus, Luther, selbst noch Chemnitz, um zu zeigen, daß er so weit nicht von deren Auffassung entfernt sei, während er sich von der Lehre der großen lutherischen Dogmatiker, Gerhard, Calov, Quenstedt, Hollaz entschieden lossagt, als ob dieselben mit jenen nicht recht harmonirten. Diesen dogmatischen Inspirationsbegriff nennt er die „absolute Fassung der Inspiration", von welcher die „absolute Irrthumslosigkeit" der heiligen Schrift unabtrennbar sei. (S. 5 ꝛc.) Da er nun die letztere leugnet, so fällt für ihn auch die erstere. Dieckhoff bestimmt den altdogmatischen Inspirationsbegriff so, daß die Mitwirkung der heiligen Schriftsteller bei Concipirung des Schriftworts im Geiste derselben ausgeschlossen werde (S. 6), er sagt

auch wohl, die Geistesthätigkeit derselben sei ausgeschlossen. Das ist nun sehr schlecht und mißverständlich ausgedrückt. Die ehrwürdigen Dogmatiker haben doch nicht daran gedacht, die heiligen Apostel und Propheten zu Schreibmaschinen zu machen, oder zu todten Federn, die man in die Dinte taucht, und die von dem Geschriebenen nichts wissen. Selbst das Wort Dictiren darf nicht mechanisch gefaßt werden. Tholuck, so wird erzählt, soll die alte Inspirationslehre damit verspottet haben, daß er sagte, es wäre, als wenn der heilige Paulus in seinem Zimmer säße, da klopft es, und es tritt jemand herein und sagt: Ich bin der heilige Geist, setz dich und schreib, was ich dir vorsage. Etwa so, wie Paulus selbst dem Tertius seinen Römerbrief dictirte. Aber Dieckhoff ist selbst so gerecht, anzuerkennen, daß die Alten, z. B. Quenstedt (S. 5) bestrebt sind, den heiligen Vorgang frei von solcher äußerlich mechanischen Auffassung zu halten. Quenstedt, so führt D. selbst an, spricht von einem concursus Dei extraordinarius et specialissimus, einer außerordentlichen Wirkung Gottes im Menschengeiste, einer übernatürlichen Erleuchtung, die wie ein Einblitzen und Einstrahlen, wie ein Antrieb, Anhauch und Einhauch die heiligen Schriftsteller beseelte und Worte des ewigen Lebens in ihnen hervorbrachte. Dieckhoff giebt zu (S. 6), daß nach altdogmatischer Vorstellung die heiligen Schriftsteller sich nicht im Zustande bewußtloser Ekstase befanden. „Mit dem hellsten Bewußtsein und ganz willig dem inspirirenden heiligen Geiste hingegeben, empfangen sie das von diesem Gegebene, um es niederzuschreiben. Aber daß sie sich lediglich empfangend, schlechthin nicht mitwirkend bei der Hervorbringung des Wortes in ihrem Geiste verhalten, wird dadurch nicht zurückgenommen. So ist also das Wort der heiligen Schrift das Wort Gottes allein.“ Ganz richtig. Und das eben will D. nicht haben. Es soll gleichsam ein Compagniegeschäft sein, da steckt der Irrthum. Die Thätigkeit der heiligen Apostel und Propheten bei Entstehung des göttlichen Wortes war bekanntlich eine doppelte: eine empfangende und eine das Empfangene (und nur das) wiedergebende. Professor D. will eine dritte haben, eine zusetzende oder beimischende. Hier könnte doch wohl klar werden, daß dieses ganz unmöglich und unerträglich ist. Nehmen wir ein Gleichniß. Ein König giebt einem Boten den alleredelsten Wein, damit er ihn mir übergebe. Der Bote denkt unterwegs, er müsse doch auch etwas dazu thun, und gießt Wasser hinein. Ein

anderes Gleichniß. Lauteres Gold ist mir zugedacht. Da kommt einer und versetzt es mit Kupfer, versichert mir aber, die Mischung sei gleichen Werthes. Man nennt das gewöhnlich Fälschung. Solch eine Bibel gönnt uns Dr. D. Da wird wohl jeder Christ, der sich das klar macht, danken. Wir kennen nur einen, dem das Versetzen, Zusetzen und Beimischen zum Worte Gottes gefiel, das war der, der auch die reine Weizensaat nicht vertragen konnte und sein Unkraut beimengte. Die moderne Inspirationslehre, welche eine menschlich-fehlsame und unsichere Seite der heiligen Schrift haben will, geht eben nicht auf den Wegen der Schrift. Ueberall in deren Selbstzeugnissen wird grade das Lautere, das Reine, das Wandellose, das Sichere der göttlichen Zeugnisse gepriesen, man erinnere sich des 19. Psalms. Es darf doch in dieser ganzen Frage nie vergessen werden, daß jedes Wort nur Ausdruck des Gedankens und des Geistes ist. Wer ist nun Gott und wer sind wir? Der heilige Gottesgeist und der sündige Menschengeist dürfen nicht auf gleiche Linie gesetzt werden. Der göttliche Geist bringt Worte des ewigen Lebens hervor, sie sind wie ein zweischneidig Schwert, wie ein Hammer, wie ein Feuer, und doch wieder wie ein Thau des Lebens, süßer als Honig und Honigseim. Alles das kann von dem Abdruck des menschlichen Geistes nicht gesagt werden, er ist stets trübe, schwach und sündig. Wie eifersüchtig wird deshalb in der Schrift jeder menschlichen Beimischung gewehrt! Bileam darf vor dem Wort des Herrn nicht vorüber, nach seinem Herzen zu reden, sondern was der Herr reden wird, das muß er auch reden. Wie wird Offenb. 22, 18. 19 gedroht, dem, der von den Worten etwas abthut oder ihnen etwas zusetzt! Er setzt gradezu seine Seligkeit auf's Spiel. Das muß uns doch mit heiliger Furcht erwecken, den modernen Inspirationszerstörungsgelüsten etwas nachzugeben. Dr. D. scheint nun auch für die Propheten des Alten Testaments eine „absolute" Inspiration zuzulassen. Er sagt S. 10 und 11: „Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Kirchenlehrer der alten Kirche unter dem Einflusse des Inspirationsbegriffes stehen, wie er sich unter den Juden gebildet hatte. — Der absolute jüdische Inspirationsbegriff, wie er sich im Hinblick auf die prophetische Inspiration gebildet hat und dann auch auf die Inspiration der heiligen Schrift übertragen ist, entspricht dem Eindruck nicht, den die apostolischen Schriften machen." — D. entwickelt nun leider nicht, was er unter dem jüdischen In-

spirationsbegriff versteht, vermuthlich dasselbe, was er unter dem Inspirationsbegriff der alt-lutherischen Dogmatiker versteht, und in Bezug auf die prophetischen Schriften scheint er demselben ein gewisses Recht zuzugestehen.

Darnach scheint er aber die prophetische Inspiration höher zu stellen, als die apostolische. Denn es ist doch wohl klar, daß das Wort Gottes ohne menschliche Beimischung (die ja nach Dieckhoff unsicher und fehlsam ist) höher zu stellen sei, als mit derselben. Wollte man das nicht sagen, dann würde man ja das Menschliche, Unsichere und Fehlsame über das Göttliche, Lautere und Gewisse stellen. Es ist mir doch lieber, wenn mein Gott selber mit mir spricht, ungemischt und lauter, als wenn seine Rede immerfort durch menschliche Trübung verschleiert wird, wobei man nicht einmal klar unterscheiden können soll, was göttlich und was menschlich, was heilig und was sündig, felsenfest oder unsicher und fehlsam ist. Bei den Propheten heißt es ja bekanntlich immerfort: so spricht der Herr Zebaoth! oder: des Herrn Wort geschah zu mir und sprach! und dann folgt wörtlich die Rede des Herrn. Man sehe einmal den Haggai, den Sacharjah, den Ezechiel, Jeremia, Jesaia u. a. darauf an. Da haben wir ganz reine, lautere Gotteworte, und zwar recht wörtlich, der Herr spricht selbst. Aber nicht bloß da, sondern auch der ganze Leviticus, das 3. Buch Mose, besteht von Anfang bis zu Ende aus lauter wörtlichen Reden Gottes, die gegen dreißigmal so angeführt werden: Der Herr redete mit Mose und sprach. Und dann führt wirklich Gott immer das Wort, Moses ist der Zuhörer, der aber das Wort nicht für sich empfängt, sondern für die Kinder Israel. Denn Gott spricht immer: Sage den Kindern Israel; also hatte Moses mündlich und für die folgenden Generationen schriftlich diese Rede Gottes mitzutheilen. — Daß aber Christus auch die historischen Theile des Alten Testaments ebenso ansah, zeigt Matth. 19, 5. Da hatten die Pharisäer den Herrn gefragt, ob es recht sei, sich von seinem Weibe zu scheiden. Der Herr wies auf die Schöpfung hin: der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und Weib sein sollte, und sprach: Darum wird u. s. w. Dieser Satz, den Gott sprach, ist 1. Mose 2, 24, eine Bemerkung des Schriftstellers zu der Rede Adam's, daß das Weib vom Mann genommen ist. Manche ziehen zwar den V. 24 auch noch zur Rede Adam's, dann hätte dieser prophetisch gesprochen, also Gott durch ihn.

Aber Cap. 10, 9, 1. Sam. 5, 5 werden in derselben Form Bemerkungen des Schriftstellers gemacht; so wird es auch hier zu fassen sein, und wer ist nun der, der diesen Gedanken aussprach? Derselbe, der den Menschen machte, sein Schöpfer. Und wie hier, so überall in den Stellen, wo das Neue Testament vom Alten Testament spricht, wird das letztere in allen seinen Theilen so angesehen, daß „Gott spricht", „der heilige Geist sagt" u. s. w.

Wie ist es nun möglich anzunehmen, daß wenn das Alte Testament in dieser hohen Würde dasteht, die apostolischen Schriften hinter demselben zurückstehen sollen? Wäre wirklich ein Unterschied, so könnte er nur darin bestehen, daß die apostolischen Schriften den Vorrang hätten, in dem Maße, als die Offenbarung Gottes in Christo diejenige des Alten Testaments an Würde übertrifft. Man sehe Hebr. 1, 1. Im Alten Testament redet Gott durch die Propheten, Knechte, im Neuen Testament aber durch den Sohn, den Schöpfer des Weltalls und auch aller Propheten. Es ist aber doch wirklich etwas richtiges in dem Gefühle, daß das Neue Testament gewissermaßen „menschlicher" sei, als das Alte Testament. Das liegt indeß nicht an mangelnder Inspiration, oder an einer den Aposteln gestatteten „menschlich-unsichern und fehlsamen" Beimischung, oder als ob den Aposteln nur so allgemeine Directive, gleichsam die Themata gegeben seien, die sie dann frei zu bearbeiten hätten, sondern die Sache liegt ganz anders. Wenn wir Joh. 12, 41 lesen, daß Jes. 6, 1 von Christo redet und seine Herrlichkeit beschreibt („ich sah den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Stuhl, sein Saum füllete den Tempel, die Seraphim deckten ehrfurchtsvoll ihr Antlitz und riefen: heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth"), und wenn wir nun daneben halten die demüthige und geringe Gestalt Christi, wie er ward gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden, — so entspricht das einigermaßen dem Verhältniß der beiden Testamente. Gleichwie es ein und derselbe Gott und Herr der Herrlichkeit ist, mag ihn Jesaia anbetend auf dem Thron der Ehren sitzend sehen, oder mag er wie ein Rabbi traulich unter den Seinen wandeln, oder gar unter die Uebelthäter gerechnet, blutend am Kreuze hängen — so bleibt die Inspiration dieselbe, mag nun das Alte Testament mehr Majestätisches, Unnahbares, Prächtigeres und das Neue Testament mehr Einfaches, Schlichtes, Vertrauteres haben. Als die Evan-

gelien und Briefe des Neuen Testaments entstanden, war Gott Mensch geworden und die Versöhnung schon geschehen, die Herablassung war größer. Daher muß man die Unterschiede erklären, aber keine Rede kann davon sein, daß etwa die Bücher des Neuen Testaments weniger aus dem Geiste Gottes geboren wären und mehr einen Beisatz von „menschlich-unsicherer und fehlsamer" Geistesthätigkeit hätten.

Wir brauchen nur an die Offenb. Joh. erinnern, die durch den Engel (1, 1) gesandt ist, die sich ein Wort der Weissagung (1, 3) und wahrhaftige Worte Gottes (19, 9) nennt, welche keinen menschlichen Zusatz vertragen (22, 18); worin es heißt: das sagt der Sohn Gottes, das sagt der Geist den Gemeinden. Man wird einwenden, es sei ein prophetisches Buch, in dem die Inspiration so stark hervorgehoben werde (vergl. 10, 10). Aber es verhält sich mit den Briefen und den erzählenden Theilen nicht anders. Paulus sagt Röm. 15, 18, er wage nicht, etwas zu reden, wo nicht Christus dasselbe durch ihn wirkte. Im Griechischen wird da ein sehr starker Ausdruck gebraucht, der dem Fabriciren nahe kommt. Er sagt 1. Cor. 2, 13, er rede Worte, die der heilige Geist lehret, er verlangt 14, 37 von den Corinthischen Propheten, wenn sie wirklich Propheten seien, so müßten sie doch erkennen können, daß das, was er schreibe, des Herrn Befehle seien. Er nimmt 1. Thess. 5, 27 einen Eid von der Gemeinde, daß der Brief allen vorgelesen werde. Dies ist die feierliche, gottesdienstliche Vorlesung, die auch Offb. 1, 3 verlangt und gepriesen wird. Mit Recht haben die Ausleger bemerkt, daß hiermit der Brief an die Gemeinde als ein Heiligthum überliefert werde, wie Moses und die Propheten gelesen wurden, 5. Mose 31, 11 ff. Einen solchen Eid durfte Paulus nicht auflegen, wenn es sich nicht um Worte Gottes handelte. Daß er bei seinen Grüßen im Namen Gottes nur den Vater und den Sohn nennt, nicht aber den heiligen Geist, erklärt sich nur dann befriedigend, wenn der heilige Geist als anwesend, als in dem Briefe redend gedacht wird. Wer die apostolischen Briefe, z. B. die petrinischen und johanneischen, aufmerksam durchforscht, wird finden, daß sie sowohl die paulinischen, als auch ihre eigenen Schreiben nicht anders ansahen, als die prophetischen Bücher des Alten Testaments, die nach 2. Petri 1, 21 vom heiligen Geist allein ihren Ursprung haben. Wir erinnern an die schöne Erzählung aus dem christlichen Alterthum von der Entstehung des Ev. Johannes,

wie die Aeltesten den Apostel baten, angesichts der vielen aufkeimenden gnostischen Irrlehren über die Person Christi noch ein Zeugniß zu hinterlassen. Da forderte er sie auf, drei Tage mit ihm zu fasten und zu beten. Und darnach brachte er dieses dem Himmel entstammende Proömium (Vorwort) hervor: Im Anfang war das Wort u. s. w. Ja das christliche Alterthum wußte wohl, daß die canonischen Evangelien dem Himmel entstammen, und wußte nichts von einer „menschlich-unsichern und fehlsamen" Seite oder Geistesthätigkeit, die sich sonderlich dem Evangelium Lucä gegenüber seltsam ausnehmen würde, der 1, 3 grade die Genauigkeit seiner Erzählung besonders betont. Und dennoch wird er ebenso wie die andern von Dieckhoff's Vorwürfen betroffen. wir gestehen aber offen, daß dieselben auf uns wenig Eindruck machen und wir es lieber mit Lucas halten als mit seinem Tadler.

Der Herr hatte seinen Jüngern verheißen, daß der heilige Geist sie erinnern würde alles dessen, was er zu ihnen geredet habe. Er wußte wohl, daß die „menschlich-unsichere und fehlsame" Geistesthätigkeit dazu nicht ausreicht. Eine neue Untersuchung der Evangelien und der ganzen heiligen Schrift auf die Inspiration hin wäre wohl sehr geboten. Wer sie unbefangen anstellt, wird die inspirirende Thätigkeit des heiligen Geistes überall finden.

Wenn die alten Dogmatiker die biblischen Schriftsteller „Schreibfedern" oder „Hände" des heiligen Geistes nannten, so wollten sie damit nicht sagen, daß sie wie willenlose Maschinen fungirt hätten, sondern es lag ihnen nur daran, festzustellen, daß die Apostel als menschliche Organe nicht das heilige Wirken des Geistes Gottes durch trübenden Beisatz eigener „menschlich-unsicherer und fehlsamer" Geistesthätigkeit verderben durften. Und hier müssen wir gegen D. behaupten, daß in allem Wesentlichen der Inspirationsbegriff unserer alten Dogmatiker ganz mit dem der gesammten Kirche aller Zeiten identisch sei. Je und je hat die Kirche das gelehrt, was sie wollen und worum es ihnen zu thun ist, daß Gott der heilige Geist der eigentliche Verfasser der Schrift sei, und daß ein „menschlich-unsicherer und fehlsamer" Zusatz zu dem Worte Gottes abzuweisen sei. Die Kirche kann auch niemals etwas anderes lehren, denn die Schrift lehrt überall selbst so. Gott war es, der in mannigfacher Weise durch die Propheten und zuletzt im Neuen Testament durch seinen Sohn redete (Hebr. 1), und dieser sagt, daß die Schrift

nicht gebrochen werden könne. Daß die alten lutherischen Dogmatiker damit nichts neues lehren, davon hat Dr. D. selbst unverwerfliche Beweise beigebracht. S. 10 zeigt er, daß schon Augustin die Schriftsteller des Alten Testaments und Neuen Testaments als die „Hände" des Herrn bezeichnete, daß Gregor der Große sie die „Feder" (calamus) des heiligen Geistes nenne und vom „Dictiren" desselben spreche. Also ganz wie die lutherischen Dogmatiker. S. 11 ff. bringt D. eine Darstellung der Lehre Augustin's, wornach dieser sagt, er glaube fest, daß keiner von den Verfassern der canonischen Schriften in irgend etwas geirrt habe. Es sei gottlos, zu zweifeln, daß die canonischen Schriften frei von jedem Irrthum seien. Es dürfe sich bei den Evangelisten keine falsitas finden, auch nicht einmal eine auf einem Gedächtnißfehler beruhende. Die Autorität der Schrift werde gebrochen, wenn man sage, es stehe etwas darin, was nicht wahr sei. Auch für die Chronologie des Alten Testaments tritt Augustin ein gegenüber der menschlich-unsichern der Profanhistoriker. Die heil. Schrift sei eine Handschrift Gottes (chirographum Dei), was sie sage, das sage Gott.

Nun, was wollen wir mehr? Diese Aeußerungen lassen an Klarheit nichts zu wünschen übrig, und stimmen auf's Haar mit der Lehre der altlutherischen Dogmatiker. Nun behauptet aber Dr. D., daß bei Augustin eine andere Reihe von Aussagen und Urtheilen sich finde, die dem entgegenstehen. Wenn das der Fall wäre, so würde der Schatten davon lediglich auf Augustinus fallen; es würde beweisen, daß derselbe sich widerspräche. Aber zu einem solchen Beweise reichen die von D. beigebrachten Stellen nicht aus. Er sagt, „Hände Christi" heißen bei Augustin die Apostel als Glieder seines Leibes, das schließe freilich bei ihnen die Inspiration ein, aber die Stellung Augustins dazu sei eine andere. Er unterscheide in den Evangelien den ordo rerum gestarum (die Zeitfolge der Begebenheiten) und den ordo recordationis (die Reihenfolge, in welcher die Evangelisten sich der Begebenheiten erinnerten); sie griffen bald vor, bald holten sie nach, aber auch dieses Erinnern sei vom heiligen Geist gelenkt. Die drei Versuchungen Christi stehen bei Matthäus und Lucas in verschiedener Reihenfolge. Augustin sagt nun, es sei ungewiß, ob früher die Versuchung auf der Zinne des Tempels, oder die auf dem Berge stattgefunden habe. Jedoch das schade nichts, wenn nur alles wirklich geschehen sei.

Darnach führt D. aus Augustin dessen Erörterung über die scheinbaren Verschiedenheiten der Evangelien bei Stillung des Sturmes (Matth. 8, Marc. 4, Luc. 8) an, und dann die über die Worte Johannes des Täufers (Matth. 3, 11, Marc. 1, 7, Luc. 3, 16) ob er gesagt habe, er sei nicht werth, Christi Schuhe zu tragen (Matth.) oder: seine Schuhriemen aufzulösen. Augustinus nimmt nun an, Johannes habe beides gesagt, und in ähnlicher Weise erledigt er die Verschiedenheiten bei Stillung des Sturms.

Wie ist es nur möglich, daß Dr. D. auf dieses Verfahren Augustin's so ungeheure Schlüsse bauen konnte, als ob Augustin, anders als die lutherischen Dogmatiker, eine „menschlich-unsichere" Seite der Evangelien zulasse? Wir sehen ja umgekehrt den treuen Kirchenvater sich ängstlich bemühen, auch den leisesten Schein von Widersprüchen oder Unebenheiten wegzuschaffen, und nun imputirt ihm Dr. D., er hätte „Unrichtigkeiten" zugegeben. Das würde denn allerdings den oben mitgetheilten klaren Sätzen Augustin's von der Irrthumslosigkeit der Schrift in's Gesicht schlagen. Dieses fühlt Dr. D. sehr wohl, und darum sagt er S. 30, das Verfahren Augustin's bleibe nicht immer in innerer Harmonie. Nun diese Disharmonie hat nur D. dem ehrwürdigen Vater aufgebürdet, während sie vielmehr in D. offen vorliegt, der einerseits ausruft, der Glaube wanke, wenn die Schrift wanke, und andererseits durchaus eine „menschlich-unsichere und fehlsame", also jedenfalls wankende Beschaffenheit der Schrift haben will. Das ist um so seltsamer, als D. S. 28 selber gesteht, daß in dem einen Fall, in der Wiedergabe der Worte des Täufers, keine sachliche Verschiedenheit vorlag, da „das Wegtragen der Schuhe von den Dienern geschah, nachdem sie die Schuhe abgenommen hatten, und das Lösen der Schuhriemen eben geschah, um sie wegzutragen". Sehr gut, und warum soll nicht Johannes sowohl vom Lösen als vom Wegtragen gesprochen haben, da wir von allen seinen Reden doch nur die ganz kurze Quintessenz erfahren? Es nimmt sich wirklich kläglich aus, wegen solcher Dinge mit den Evangelisten zu hadern und ihnen „Fehlsamkeit" andichten zu wollen. Das erinnert an ein Gespräch, welches ein älterer Pastor mit einem überklugen jungen Theologen über dasselbe Thema von der Inspiration oder Fehlsamkeit der Evangelien führte. Der letztere wollte da auch wegen des Seesturms Einwendungen machen, daß Matthäus erzähle, Christus habe den Klein-

glauben gescholten und das Meer bedroht, und Lucas und Marcus sagen, er bedrohte das Meer und schalt den Kleinglauben. Einer sollte sich nun irren. Der Pastor erwiderte, wenn jemand dir ein paar Ohrfeigen giebt, und einem dritten davon erzählt und sagt: dem habe ich rechts und links ein paar Ohrfeigen gegeben! während er einem vierten sagt: dem habe ich links und rechts ein paar Ohrfeigen gegeben, ist dann das ein Widerspruch? Der Widerspruch würde erst dann anfangen, wenn er dem einen sagt: zuerst links und darnach rechts! und dem andern: zuerst rechts und darnach links. So würden auch Matthäus und Lucas sich dann erst widersprechen, wenn der eine sagte: erst schalt Christus den Kleinglauben und darnach das Meer; und der andere sagte: erst das Meer und darnach den Kleinglauben. So sprechen aber die Evangelien eben nicht. Ebenso ist es mit der Versuchungsgeschichte. Ein Widerspruch würde erst dann vorhanden sein, wenn beide, Matthäus und Lucas, die zeitliche Reihenfolge versicherten, und zwar beide verschieden. Das thun sie aber keineswegs. Matthäus sagt: es hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm . . . da nimmt ihn der Teufel in die heilige Stadt . . . wiederum nimmt ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg. Nach Ablehnung dieser Versuchung heißt es: hebe dich weg! Hiernach scheint es allerdings, als ob das die zeitliche Reihenfolge gewesen wäre, bestimmter aber kann man nicht sprechen. Bei Lucas aber heißt es: er hungerte. Es sprach aber der Teufel . . . und er führte ihn hinauf und zeigte . . . er führte ihn aber nach Jerusalem . . . und als der Teufel alle Versuchung vollendet hatte . . . Hier wird mit nichts angedeutet, daß diese Reihenfolge zeitlich gemeint war. Fehlt doch hier gänzlich das: Hebe dich weg; und klingt doch das: Er führte ihn aber ꝛc. ganz wie ein Nachtrag, zumal Lucas in seinem Evangelium sehr oft mit solchen Formeln: er sagte aber . . . er sprach aber auch . . . u. s. w. Nachträge giebt. Oft wird das Gleichartige zusammengestellt, man sehe z. B. Luc. 9, 57 ff. von den drei Nachfolgern, da wird es jedem einleuchten, daß hier die Gleichartigkeit der Fälle Beweggrund der Zusammenstellung war, daraus braucht nicht zu folgen, daß diese drei Nachfolger grade so nach einander beschieden wurden. So kann auch Lucas in der Versuchungsgeschichte folgenden Eintheilungsgrund gehabt haben: a) leiblicher Mangel. Es ist Gottes Sohn, und doch muß er hungern! b) irdischen Ueberfluß, alle Reiche

der Welt! c) die geistliche Versuchung. Er kann auch andere Gründe gehabt haben, die wir nicht wissen und vielleicht auch nicht herausfühlen können. Die Hauptsache ist, daß gezeigt werden soll, Christus ist versucht allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde. Und dann muß bedacht werden, daß diese drei Versuchungen durchaus nicht die einzigen waren, denn sowohl nach Marcus wie nach Lucas dauerten die Versuchungen ganze 40 Tage. Aus dieser ungeheuren Menge sind die drei uns berichteten nur herausgegriffen, und sie müssen freilich von hervorragender Bedeutung sein, da beide Evangelisten dieselben bringen; vielleicht waren es die letzten, aber das ist doch wohl klar, daß es bei einer solchen Lage der Dinge eine kolossale Willkür ist, die beiden Berichterstatter in Widerspruch mit einander zu setzen. Wenn ich 14 Tage verreise und vieles erlebe, und erzähle nach der Heimkehr davon, herausgreifend, wer kann mir vorschreiben, daß ich dabei immer nur die Zeitfolge berücksichtigen soll?

Das Leben Christi war so unendlich reich, daß Johannes sagt, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären, wenn alle einzelnen Thatsachen und Reden sollten aufgeschrieben werden. Aus diesem geradezu unermeßlichen Stoffe haben wir in den vier Evangelien nur eine ganz kleine Auswahl, allerdings das Wichtigste und Entscheidende. Dabei gehen die 3 synoptischen Evangelien im Ganzen nach der Zeitfolge, ohne sich indessen darunter zu knechten. Es giebt auch andere Gesichtspunkte der Aneinanderreihung, die ihr Recht haben. Das muß auch D. zugeben und er selbst führt Beispiele an, wo ein Evangelist zweifellos vorausgreift oder nachholt. Dieses thun auch weltliche Geschichtsbücher. Herodot z. B. hat seinen bestimmten Faden, aber wie oft unterbricht er, schaltet ein, greift vor oder zurück ꝛc. Auch die andern biblischen Bücher verfahren so; Ezechiel z. B. schreibt im Ganzen streng chronologisch, aber 29, 17 greift er doch einmal vor, um eine Weissagung gegen Egypten an Verwandtes anzureihen. Bei Daniel kann man ganz deutlich sehen, daß er nicht allein nach der Zeitordnung sein Buch ordnen wollte. Denn die ersten vier Capitel sprechen von der Zeit Nebukadnezar's, das fünfte von dessen Sohn Belsazer, das sechste von Darius dem Meder, und Kores dem Perser nach dem Sturz des babylonischen Reiches. Aber das siebente und achte greifen wieder zurück auf die Zeit Belsazer's, und so ist die Zeitordnung durchbrochen.

Warum? Weil Daniel in der ersten Hälfte seines Buches mehr die geschichtlichen Begebenheiten, und diese allerdings genau nach ihrer Zeitfolge, in der zweiten Hälfte aber mehr die Visionen zusammenstellen wollte, und diese wiederum nach der Zeitfolge. Die drei ersten großen Propheten, die im Ganzen ihre Bücher allerdings nach der Zeitfolge geordnet haben, knechten sich aber nicht unter diese Regel, sondern durchbrechen sie auch wohl um einer Sachordnung willen, um Gleichartiges zusammenzustellen. Sie haben größere Abschnitte mit Weissagungen gegen heidnische Völker. Daraus folgt aber nicht immer, daß diese Weissagungen immer nur erst nach dem folgten, was in den vorhergehenden Capiteln beschrieben ist. Im Gegentheil, während das 44. Capitel Jeremiä von einer Zeit spricht, die nach der Zerstörung Jerusalems, 588 v. Chr., erst folgte, so redet Capitel 45 wieder von dem vierten Jahr Jojakim's, d. i., 606 v. Chr., also noch an 20 Jahr zurückgreifend, und ebenso stammt Capitel 46 aus keiner späteren Zeit, denn die Schlacht bei Karchemisch, die dort geweissagt wird, also noch nicht geschlagen war, ereignete sich erst 606. Warum greift nun der Prophet zurück? Der Grund ist leicht einzusehen, bei einem Blick auf die folgenden Capitel. Denn da kommen Weissagungen gegen Egypten, Philister, Tyrus, Zidon, Moab u. s. w., kurz, die Heiden, und so ist die Zeitordnung, der der Prophet im Allgemeinen folgt, durchbrochen um der Sachordnung willen. Wer will es nun den Evangelisten verdenken, wenn sie es ebenso machen, im Allgemeinen zwar das Leben Christi nach der Zeitfolge beschreiben, aber im Einzelnen vielfach davon abgehen, andern Gesichtspunkten zu Liebe? Und da die Evangelisten von einander ganz unabhängig schrieben, und jeder seine verschiedenen Gesichtspunkte hatte, so konnte es leicht kommen, daß die Begebenheiten verschieden gruppirt sind, daß bei dem einen eine Begebenheit etwas früher zu stehen kommt, als bei dem andern, aber ohne den geringsten Widerspruch. So erzählt Matthäus Cap. 10 die Namen der zwölf Apostel bei Gelegenheit der ersten Aussendung derselben, er sagt aber nicht, daß damals erst Christus die Zwölfe ausgesondert habe. Dieses geschah nach Luc. 6, 13 vor der Bergpredigt, in feierlicher Weise, nachdem Christus die ganze Nacht vorher im Gebet verharrt hatte. Lucas wiederum erzählt 5, 12 die Reinigung des Aussätzigen vor Erwähnung der Bergpredigt, er sagt aber nicht, daß sie damals schon geschehen sei. Von Matth. 8, 2 wissen wir, daß sie nach derselben geschah,

und somit ist zwar die Stellung, Gruppirung, Einreihung dieser Geschichte bei beiden Evangelisten eine verschiedene, aber wer dabei von Widersprüchen träumt, der hat nicht genau zugesehen. Die verschiedenen Wege, welche die heiligen Evangelisten bei Anordnung des Lebens Jesu gegangen sind, getrieben vom heiligen Geiste, sind höchst lehrreich und interessant, bieten einer christlichen Forschung großen Genuß, aber man muß mit Ehrerbietung daran gehen als zu einem Heiligthum, und sich hüten vor Verdacht und Verdächtigung, denn das ist Sünde, welche das Auge trübt und das Verständniß nimmt. Gott ist ein Gott der Ordnung, und der die Propheten beseelende und treibende Geist hat auch diese Eigenschaft in den heiligen Schriften ausgeprägt, jedes Buch bildet ein wohlgeordnetes, symmetrisches Ganzes, wie wenn man in eine paradiesische Landschaft hinabschaut, die freilich nicht wie ein altfranzösischer Garten geschnörkelt und gebrechselt ist, mit graden Beeten und geschornen Hecken, wie es Menschenwitz ausklügelt, und wie es die modernen Kritiker gern haben möchten, sondern wie ein Garten Gottes, den er im Menschengeist gepflanzt hat, bald Berg und Thal, Alpenland und Waldgebirge, blumige Auen und rauschende Ströme und wogendes Meer, so wie es nur Gott kann und wie es den Menschen am tiefsten befriedigt.

Wir müssen den vielfach so verdienten Professor Dieckhoff (der z. B. in der Trauungsfrage und sonst ein so sorgfältiger und genauer Forscher ist) einer Leichtfertigkeit beschuldigen dem heiligen Evangelisten Matthäus (27, 9) gegenüber, den er verdächtigt, das Alte Testament falsch zu citiren. Matthäus spricht vom Töpfersacker: „da ist erfüllet das gesagt ist durch den Propheten Jeremia, da er spricht u. s. w.“ Dieckhoff nimmt nun an, Matthäus habe sich geirrt (Gedächtnißirrthum), er habe müssen schreiben: Sacharja, statt Jeremia. Professor D. beansprucht nun, auf gleiche Linie mit dem heiligen Augustinus gesetzt zu werden, aber der Unterschied ist denn doch gewaltig. Zwar gehen beide davon aus, daß eine Verwechselung vorliege, aber dann gehen beider Wege völlig auseinander. Professor D. nimmt einfach einen Irrthum des Evangelisten an, und freut sich, darin den Beweis zu finden, daß die Bibel eine „fehlsame und menschlich-unsichere“ Seite habe. Von allem dem weiß Augustinus nichts; der nimmt an, Gott selbst habe gewollt, es *solle* geschrieben werden Jeremia statt Sacharja, um also damit anzudeuten, es sei ganz gleich, ob der eine

Prophet oder der andere so gesagt habe, Prophet sei Prophet, und sie seien alle eins, man könne einen für den andern setzen. Diese Auskunft ist freilich nicht gut, Gott würde dann eine Verwechselung befohlen und inspirirt haben und das darf Niemand annehmen. Gott ist die Wahrheit und ihm heiligt der Zweck die Mittel nicht. Darum muß man diese Art der Vertheidigung Matthäi aufgeben, aber das ist doch bewiesen, daß Dieckhoff und Augustin durch einen tiefen Graben getrennt sind, denn wo der eine menschlichen Irrthum sieht, da sieht der andere tiefe göttliche Weisheit, und das ist jedenfalls ein sehr verschiedener Standpunkt. Der Dieckhoff'sche ist ein Abfall, ein Aufgeben des Princips der Inspiration, daß der heilige Geist der Redende sei, bei Augustin steht das Princip fest, er vergreift sich nur in den Mitteln. Daß D. diese verwirft, ist in der Ordnung, gleichwie man ihm auch nur beistimmen kann, daß die Auskunft Gerhard's (im Ganzen die augustinische) und Calov's, wie vieler andern (daß Matthäus ein ungeschriebenes, nur mündlich überliefertes Wort des Propheten Jeremia citire) nicht befriedigen können.

Wäre nun ein anderer Weg nicht zu finden, so dürfte man doch um keinen Preis mit Dieckhoff die Glaubwürdigkeit des heiligen Textes, auf dem unser ewiges Heil ruht, in Frage stellen, sondern man müßte sich in Demuth bescheiden bis auf den Tag, der alle Räthsel lösen wird. Aber es ist durch genaue Beobachtung des Neuen Testaments allerdings ein Weg sichtbar, der auch schon öfter bemerkt worden ist. Das Neue Testament setzt nämlich nicht eine oberflächliche, sondern eine vertraute Kenntniß des Alten Testaments voraus, es klingt manchmal nur mit einem Wort an längere Abschnitte desselben an, und überläßt es dem Leser, die weiteren Beziehungen zu verfolgen. Wenn Paulus zweimal (Phil. 2, 17; Tim. 4, 6) die bevorstehende Vergießung seines Blutes ein Trankopfer nennt, wenn er den Gott dienenden Leib bekehrter Christen als ein lebendiges Brandopfer hinstellt (Röm. 12), wenn er sich als den Priester betrachtet, der die Heiden Gott zum Opfer bringt (Phil. 2, 17; Röm. 15, 16), so wird dies alles in seinem tiefen Sinn und vollen Lichte erst dann verstanden, wenn man den Leviticus (3. Buch Mose) genauer kennt. Wenn von dem Opfer Christi (Eph. 5, 2) und dem der Christen (Phil. 4, 18) gesagt wird, sie seien „Gott zum süßen Geruch", so wird durch diesen einen Ausdruck hingedeutet auf alle die Stellen

des Alten Testaments, in welchen der Ursprung dieses Ausdrucks liegt; man soll sie kennen, ihre Bedeutung im Opfer Christi erfüllt sehen, und wieder das Opfer Christi im Lichte der gesammten weissagenden Opfergesetzgebung besser verstehen. Ein Gotteswort reicht immer dem andern die Hände, sie erklären und beleuchten sich gegenseitig, und das geschieht öfter nur andeutungsweise, wie wenn ein zarter, doch hörbarer Ton durch die ganze Umgebung klingt. Die Stelle Offenb. Joh. 6, 9 von den Seelen der Märtyrer unter dem Altar ist gar nicht zu verstehen, wenn man nicht die Blutgesetzgebung 3. Mose 4, 7; 5, 9 berücksichtigt, und doch sagt Johannes nicht, man solle das nachlesen, sondern er deutet nur darauf hin. Forschet in der Schrift, sagt Christus, und verlangt also das eifrige Streben nach genauerer Kenntniß. Gottes Wort ist bei aller Einfalt von einer sehr großen Kürze. Wie oft werden in den pauliniſchen Briefen Sätze nur angefangen, deren weiterer Ausbau dem Leser zugemuthet wird. Wenn Johannes der Täufer (Joh. 1, 29. 36) Christum erblickend sprach: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt, so klingt freilich dieses wundervolle Wort, welches viele Tausende gerettet und beseligt hat, welches der Kern zahlloser Lieder und Melodien geworden ist, so einfach, daß es jedes Kind verstehen kann. Aber es ist auch so tief, daß ein Elephant darin schwimmen muß. Denn Johannes deutet in diesen wenigen Worten auf zwei Hauptpunkte des ganzen Alten Testaments, und speciell der Thorah (Gesetz Mosis) hin: 1) das Passahlamm 2. Mose 12, dessen Blut allein ganz Israel rettete; 2) das Sündopfer am großen Versöhnungstage, 3. Mose 16, 22, den Sündenbock, der die Missethat des ganzen Volkes in die Wüste zum Teufel tragen sollte, von dem sie herrührte. Aus der Wüste und vom Teufel kam aber Christus grade, als Johannes ihn erblickend diese Worte sprach; dort hatte er die Versuchung bestanden und den alten Sündenfall des Menschengeschlechts wieder gut gemacht. Johannes sagt nun aber nicht: das nehme ich aus dem Alten Testament, ich fasse zwei Stellen zusammen, die vorbildlich von der Versöhnung handeln, und deute sie beide auf Christum, sondern er spricht seinen Satz einfach aus, und deutet durch die Wahl der Worte nur leise, aber unverkennbar an, daß alles, was im Alten Testament zerstreut und zu verschiedenen Zeiten und Orten zur Versöhnung und Sündentilgung geboten, veranstaltet und gesagt ist, wie einzelne

Strahlen in Christo als dem Brennpunkte aller Opfer zusammen laufen.

So macht es das Neue Testament oft, und hieher gehören auch die Citate aus dem Alten Testament, die man die complexen (umfassenden), oder subsumirenden (unter sich mit begreifenden) Citate nennen könnte, wo ein Prophetenwort einem andern gleichartigen angeschlossen, aber der Abkürzung wegen kein Name oder nur einer genannt wird, und zwar der, welcher den Ton zuerst anschlug oder dessen Zeugniß besonders hervorgehoben werden soll, während das angeschlossene eben nur bestätigt. Da wird dann dem Leser überlassen, den nicht genannten Namen zu ergänzen und den Zusammenhang zu beachten. Als Beispiel diene Marcus 1, 2. Da heißt es in der deutschen Uebersetzung: Als geschrieben stehet in den Propheten. Im griechischen Urtext aber steht: Als geschrieben stehet in Jesaias dem Propheten: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der da bereite deinen Weg vor dir. Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet seine Steige richtig. Hier sind zwei Prophetenstimmen vereinigt. Die erste ist Mal. 3, 1, die zweite Jes. 40, 3. Beide haben die Ankunft Johannis des Täufers im heiligen Geist vorher geschaut und davon geweissagt, Jesaia aber war der erste, der diesen Ton anschlug, Maleachi lebte 300 Jahre später, und durch ihn wurde dieselbe Gottesbotschaft bestätigend und ergänzend gesandt. Darum wird nun allein der Name des Jesaias, als der Quelle des Flusses, genannt, und das scheint der Grund zu sein, weshalb einige spätere Handschriften den Text geändert, und statt zu schreiben: Durch den Propheten Jesaia, geschrieben haben: Durch die Propheten, sich daran stoßend, daß der Name Maleachi nicht mit genannt war. Ein solches Corrigiren des Urtextes ist aber nicht recht, und dem wird auch Professor Dieckhoff zustimmen, der aber in diesem Textmeistern sein eignes Bild sehen könnte, nur daß die alten Bibelschreiber in diesem Punkte höher stehen, denn sie wollten doch die Wahrheit und Irrthumsfreiheit des biblischen Textes retten, D. aber will beides preisgeben. Der heimgegangene Professor Keil sagt in seiner Erklärung des Evangeliums Marci: „Auffallender Weise wird nicht blos ein Ausspruch des Jesaia, sondern zuerst Maleachi angeführt und dann erst Jesaia. Die Einschaltung des Wortes aus Maleachi in das angekündigte Schriftwort des Jesaia hat sichtbar den Zweck, den Täufer

Johannes als den von den Propheten angekündigten Vorläufer und Wegebereiter des Messias deutlicher als im Spruch des Jesaia geschehen zu kennzeichnen. Da nun der Ausspruch des Maleachi nur zur Verdeutlichung der Weissagung des Jesaia dient, nur das richtige Verständniß desselben vorbereitet, ohne ein neues selbstständiges Moment beizubringen (?), so hat es Marcus bei dem ihm eigenen Streben nach Kürze und Prägnanz des Ausdrucks nicht für nöthig erachtet, in der Anführungsformel den Maleachi neben oder vor dem Jesaia mitzunennen. Denn daß Marcus durch Gedächtnißirrung die gesammte Weissagung als bei Jesaia befindlich gedacht haben sollte, hat doch bei der genauen Bekanntschaft der Juden mit dem Alten Testament zu wenig Wahrscheinlichkeit, als daß man diese Auskunft für glaublich halten könnte." Soweit Keil, sehr treffend und gut, nur daß wir 1) nicht zugeben können, daß bei Maleachi kein neues, selbstständiges Moment auftrete (es ist das des Engels), und daß wir 2) den Ausschluß des Irrthums nicht bloß auf die menschlich genaue Bekanntschaft der Juden mit dem Alten Testament stützen, sondern vor allem auf die Wirksamkeit des heiligen Geistes. Aber das ist gewiß richtig, daß der heilige Marcus die beiden Propheten Jesaia und Maleachi, und zwar im Urtext, besser und vertrauter kannte als Dieckhoff, Keil und wir alle, und daß eine so grobe Verwechselung dieser beiden Kernsprüche ihm zuzutrauen Unkunde und Anmaßung verräth. Der Christenfeind Porphyrius (um 270) that das, und dem sieht es auch ähnlich. Herr Professor Dieckhoff hat sich leider in seiner Schrift nicht über diesen Punkt ausgesprochen, wir würden ihn aber zu kränken glauben, wenn wir ihm ein solches porphyrianisches Urtheil über Marcus beimäßen, und wollen es daher nicht thun. Sein College Professor Nösgen wenigstens ist fern davon, der schreibt: „Da das Wesentliche schon bei Jesaia sich fand, auch Maleachi offenbar auf dessen Weissagung zurückblickt, so führt Marcus nur den ersteren als Autor der Weissagung an." Hier ist ein gerechtes, billiges und ehrerbietiges Verhalten gegen den Evangelisten Marcus; wenn aber D., wie wir zu seiner Ehre annehmen wollen, dasselbe theilt, warum nicht dieselbe Gerechtigkeit üben gegen Matthäus, den ersten Evangelisten, der als Apostel dem Herrn noch näher stand? Warum traut D. ihm eine so grobe Verwechselung der beiden Propheten Jeremia und Sacharja zu, die man jedem Candidaten,

Theologiestudirenden, ja Confirmanden übel nehmen würde, zumal bei einem so hervorragenden Punkte, und nun soll ein Apostel solcher sträflichen Unwissenheit beschuldigt werden? Das ist moderne Anmaßung, welche die längst gerichteten Wege des alten Porphyrius wieder einschlägt.

Wir wollen nun diesen Vorwurf gegen Matthäus näher prüfen, zuvor aber noch den alten Bengel hören über das erwähnte Citirungsgesetz. Er sagt zu Marcus 1, 2: Marcus führt zwei Propheten an, nennt aber nur den einen Jesaias. Dieser ist umfangreicher und bekannter, und sein Zeugniß, eben das von Marcus citirte, wurde öffentlich am Sabbath vorgelesen. Das Zeugniß des Maleachi bringt Marcus gleichsam nur in Parenthese bei als eine Ergänzung. Sehr wahr, und dann macht Bengel noch darauf aufmerksam, daß nicht bloß Marcus, sondern auch alle drei anderen Evangelisten, ja Johannes der Täufer selbst, nur das Zeugniß des Jesaias anführen. Ganz richtig, und dennoch wußten diese alle eben so gut und noch besser wie wir, daß auch Maleachi über den Täufer geweissagt hatte. — Bengel verweist ferner für diese neutestamentliche Sitte zusammenfassender Citate auf Matth. 21, 5. Dort wird die herrliche adventliche Sacharjaweissagung (9, 9) citirt: Siehe dein König kommt zu dir! Matthäus nennt hier zwar den Namen Sacharja nicht, hat aber jedenfalls ihn im Auge, denn er sagt: durch den Propheten, er spricht also nur von einem. Gleichwohl sind die Anfangsworte, die er auch mit anführt: Saget der Tochter Zion! nicht aus Sacharja entnommen, sondern aus Jes. 62, 11, welche Stelle einen ganz verwandten Adventsklang anschlägt. Wir haben hier also ebenfalls zwei Prophetenstimmen vereinigt, Sacharja giebt die Melodie, Jesaia die Begleitung, und darum wird nur die erstere bezeichnet. Aehnlich macht es Johannes, als er auf denselben Palmsonntagseinzug kommt (12, 15). Er führt das Sacharjawort an, flicht aber aus Jes. 40, 9 von ähnlichem Inhalt das: fürchte dich nicht! ein, und windet somit beide Prophetenblumen zum herrlich duftenden Adventsstrauße, und auch bei diesem prophetischen Duett, um das oben gebrauchte Gleichniß zur Verdeutlichung noch einmal anzuwenden, giebt Sacharja die Melodie, Jesaia die Begleitung. Nebe, der bekannte Homiletiker, hat auch klar gesehen, wie sehr die Apostel solches Componiren lieben; er sagt in seiner Besprechung der Adventsperikope aus Matthäus (Ev. Perikopen 1, 124): „Aus zwei Stellen ist

dieses Wort der Weissagung zusammengewoben; der Anfang der Anrede ist aus Jesaia 62, 11, das andere alles, was der Tochter Zion verkündigt werden soll, dagegen aus Sach. 9, 9. Wie kam der Evangelist auf dieses Zusammenfügen? Wollte er den so innigen tiefen Bezug dieser beiden prophetischen Stellen zu einander klar legen?" Soweit Nebe, er giebt dann seine Meinung dahin ab, daß der Evangelist den mehr frohlockenden Ton Sacharja's durch den mehr ernsten, gemessenen Ton Jesaia's abdämpfen wollte, um anzudeuten, daß Jerusalem nicht in der Stimmung war, den kommenden König so zu empfangen, wie sich's gebührte. Lassen wir das dahingestellt sein, so viel ergiebt sich, daß auch dieser Theologe wohl fühlt, daß die Apostel ihre gegründeten Ursachen hatten, wenn sie zwei prophetische Stellen mit einander verbanden, und doch nur einen Propheten nannten oder bezeichneten, und daß man da nicht gleich mit „Gedächtnißirrthümern" und andern Beschuldigungen des „menschlich Fehlsamen und Irrigen" im Neuen Testament hereinfallen muß, wie Professor D. leider thut. Ja man kann sogar behaupten, daß diese Sitte einer „prophetischen Mosaik" (wie Nebe sagt), dieses Combiniren mehrerer Weissagungen ein Zug ist, der tief innerlich mit dem Wesen des Neuen Testaments zusammenhängt. Denn dasselbe besteht darin, daß um diese eine Person, Christum, wie um ein Centrum, alles andre sich dreht; von ihm zeugen alle Propheten des Alten Testaments, alle die tausend und abertausend Weissagungen, Vorbilder, Anstalten zielen auf den Einen, eilen auf ihn zu, der ihr Sammelpunkt ist, daher das Entstehen von Collectivcitaten ganz der Lage entspricht.

So vorbereitet müssen wir der Beschuldigung des Professor Dieckhoff, der Evangelist Matthäus habe 27, 9 „durch einen Gedächtnißfehler statt Sacharja Jeremia genannt" mit der Gegenbeschuldigung antworten, daß D. sich's zu leicht gemacht und dem heiligen Evangelisten Unrecht gethan, so wie an dem denselben tragenden, treibenden und ihm einhauchenden heiligen Geiste sich vergriffen hat. Es ist ein Rückfall in den alten Sumpf des Rationalismus, wie sich zeigen wird. Um das Nähere zu prüfen, sehen wir uns den Wortlaut des Evangelisten an. Da es bei einer Beschuldigung auf Genauigkeit ankommt, so vergleichen wir den Urtext, wie immer die lutherische Kirche in Streitsachen thut. Matthäus schreibt: „Da ist erfüllet das gesagt ist durch den Propheten Jeremia, da er

spricht: Sie haben genommen (wörtl.: und sie nahmen) dreißig Silberlinge (wörtl.: die 30 Silberlinge), damit bezahlet ward der Verkaufte (wörtl.: die Abschätzung des Abgeschätzten), welchen sie kauften von den Kindern Israels (wörtl.: welchen sie abschätzten von den Söhnen Israels), und haben sie gegeben um einen Töpfersacker (wörtl.: und gaben sie für den Töpfersacker) als mir der Herr befohlen hat." Die Beschuldigung gegen den heiligen Matthäus geht nun darauf hinaus, diese Worte seien lediglich ein Citat aus Sacharja 11, 12, Matthäus habe aber die beiden Propheten Jeremia und Sacharja nicht gehörig unterscheiden können, und habe sich im Namen vergriffen. Daraus wird denn weiter geschlossen: folglich kann Matthäus, als er das schrieb, nicht inspirirt gewesen sein, denn der heilige Geist würde doch die beiden Propheten besser unterschieden haben. In dem allen liegt eine unglaublich anmaßende Geringschätzung des heiligen Apostels. Er erlebte doch das furchtbare Ereigniß, den Verrath seines Mitapostels Judas in jener letzten der Nächte, den Verkauf des Heilandes, er sah den Töpfersacker mit seinen Augen. So etwas prägt sich doch glühend in die Seele ein. Und in den vierzig Tagen nach der Auferstehung schloß der Heiland seinen Aposteln das Alte Testament auf, ging alle Propheten durch, die von ihm geweissagt hatten, darunter auch Sacharja. Wie oft mag Matthäus damals und später mit größter Verwunderung diesen Text betrachtet haben, dessen Erfüllung er selbst erlebte. Das gräbt sich doch in solcher Lage tief in das menschliche Herz hinein, und darum auch in's Gedächtniß. Und nun kam noch der Tröster, der heilige Geist, und erinnerte verheißenermaßen die Jünger an alles, was der Herr ihnen gesagt hatte, darunter auch an diesen Punkt. Und so frage man sich nun einmal: Ist es möglich, da einen so groben Schnitzer anzunehmen, dessen sich freilich ein Apostel zu schämen haben würde? Jeder von den jetzigen Theologen, ja wir können sagen von allen ernsten schriftforschenden Christen, dem einmal dieses gewaltige Hirtencapitel, Sacharja 11, (von dem guten und dem thörichten Hirten, von den Schlachtschafen, Stab Sanft und Stab Weh) zu Herzen gegangen ist, dem wird es nicht passiren, daß er diesen Text mit Jeremia verwechselte, wenn er denselben ebenfalls gelesen hat, und nun sollen wir dem lieben Apostel, dem Augenzeugen der Erfüllung, dem auch alle diese Weissagungen noch ganz anders durch die Seele gezogen waren, eine solche Unwissenheit, Gedächtnißlosigkeit,

Oberflächlichkeit zutrauen? Das thue wer Lust hat, und wenn es Professoren wären, ich thue es nicht und die lieben Leser werden es auch nicht wollen.

Prüfen wir nun aber auch den Wortlaut des Sacharja 11, 12: „und sie wogen dar wie viel ich galt (wörtl.: meinen Lohn), 30 Silberlinge. Und der Herr sprach zu mir: Wirf es hin, daß es dem Töpfer gegeben werde (wörtl.: zum Töpfer). Ei, eine treffliche Summe, der ich werth geachtet bin von ihnen. Und ich nahm die 30 Silberlinge und warf sie in's Haus des Herrn, daß dem Töpfer gegeben würde (wörtl.: zum Töpfer)." Wollen nun die lieben Leser diesen Wortlaut mit dem Wortlaut des Matthäus aufmerksam vergleichen, so werden sie zugeben, daß von einem wörtlichen Citat gar keine Rede sein kann. Warum nun wohl nicht? Wird Herr Professor Dieckhoff hier nun auch wohl mit der Gedächtnißschwäche des „menschlich fehlsamen und unsichern" Matthäus kommen? daß er den Wortlaut nicht recht auswendig konnte, und statt zuzusehen, so etwas ähnliches zusammenstoppelte, wie es ihm grade einfiel? woraus denn wieder folgen würde, daß er in diesem Augenblicke nicht inspirirt war. Wollen wir den heiligen Matthäus ansehen wie einen schlechten Schüler, der seinen Vers nicht recht gelernt hat und nun allerlei selbstgemachtes daherstümpert? Etwa wie Kain in dem Gedichte von Hans Sachs, wo der liebe Gott Kinderlehre hält und Kain das fünfte Gebot nicht kann, und wie er das Vaterunser beten sollte, also sprach: O Vater Himmel unser! gieb uns Schuld und täglich viel Brod, und alles Uebel, Angst und Noth! sodaß der liebe Gott ihn strafen mußte und sagte: Wer lehrte dich das verkehrt Gebet? Oder wollen wir den heiligen Apostel taxiren wie einen ungeübten Prediger, der ein Bibelcitat nicht genau kann und nun auf der Kanzel, da er es anführen will, allerlei zusammenpfuscht? Da werden wir doch alle sagen: das sei ferne von dem lieben Apostel. Oder wie das Alte Testament das ausdrückt: zum Profanen mit solchen Gedanken, denn es liegt wirklich etwas Entweihendes in dieser Dieckhoff'schen Beschuldigung des „menschlich unsichern und fehlsamen" Geistes oder der „Gedächtnißfehler".

Wenn wir aber das ablehnen, so bleibt nichts übrig als anzunehmen, daß Matthäus überhaupt hier nicht wörtlich citiren *wollte*, daß er *absichtlich* seine Worte so gestaltete wie geschehen, oder genauer ausgedrückt, daß der heilige Geist Gottes,

der ihn leitete, beseelte, erfüllte, und zumal zur Abfassung seines Evangeliums durch eine wunderbare Wirkung ganz besonderer Art (concursus specialissimus) ihn antrieb und durch ihn redete, bei der Wahl der Worte nach vorbedachtem Rath handelte, so daß auf seinen Diener und williges Werkzeug, Matthäus, auch nicht der geringste Tadel fällt.*) Wir verstehen die Gestaltung, welche der heilige Geist dem alttestamentlichen Texte gab, freilich nicht als eine Umformung, wie wohl gesagt worden ist, daß er die Prophetenworte leise umgeformt und Momente, die erst die Erfüllung brachte, schon in das Wort der Verheißung gelegt habe. Denn wenn, um diese Auffassung zu vertheidigen, geltend gemacht wird, daß der heilige Geist Autor des Alten Testaments wie des Neuen Testaments sei, und daß ein Autor das Recht habe, seine Sätze umzugestalten, so darf man doch nicht übersehen, daß ein Autor, wenn er sich selbst citirt, nicht etwas Neues hineinlegen kann, was er früher nicht gesagt hat. Denn dann kann er nicht mehr sagen: so sagte ich früher. Sagt er aber das, so muß auch alles, was er jetzt bringt, schon in dem Früheren enthalten sein, falls die strenge Wahrheit nicht verletzt werden soll. Wohl kann er kürzen, und auszugsweise das

*) Wenn in dem Vorstehenden und sonst in diesem Aufsatze von Absichten, Gedächtniß, Wissen und Wollen des heiligen Matthäus wie der übrigen heiligen Schriftsteller die Rede ist, so soll das der eigentlichen Inspiration oder Einsprache des heiligen Geistes nichts benehmen, wie der oben stehende Satz zeigt. Der Geist Gottes behandelte die Diener seines Worts nicht wie Sprechmaschinen, Phonographen u. dgl., in die man hineinspricht, und dann kommt es eben so wieder heraus, aber die Maschine weiß nichts davon. Nein, die heiligen Menschen Gottes, die da redeten, getrieben vom heiligen Geist, empfingen diesen kostbaren Schatz der göttlichen Einsprache mit vollem klarem Bewußtsein, mit größter Ehrerbietung und demüthigster Freude, und ihre allerhöchste Ehre war es, Organe des ewigen Wortes zu sein. Darum kann man mit gleichem Rechte sagen: Matthäus sagt, Lucas sagt, Marcus will sagen, oder: der heilige Geist redet durch Marcus u. s. w. So verfährt auch das Neue Testament. Bald heißt es: der heilige Geist spricht, bezeugt u. s. w., bald: David sagt, Jesaias wagt es und sagt. Als Simson mit einem Eselskinnbacken Tausende der Philister schlug, das Stadtthor aus dem Boden zog, den Löwen zerriß, da war nicht eigentlich er es, der diese Thaten vollbrachte, sondern der Geist Gottes gerieth auf ihn und that es durch ihn, denn nachher, als der Herr von Simson gewichen war, konnte er es nicht mehr thun, dennoch spricht die Schrift so wie wir eben sprachen: Simson zerriß den Löwen, schlug die Philister u. s. w., und so verhielt sich's auch. Simson that diese großen Dinge auch nicht wie eine Maschine, sondern er war mit Verstand, Willen und Körper ganz dabei, that es auch mit großen Freuden, gab aber Gott allein die Ehre: Herr, der du hast ein solches großes Heil gegeben durch deinen Knecht u. s. w. Ebenso ist's mit

bringen, was er früher eingehender ausgesprochen hat (und in diesem Falle befinden wir uns hier), und dann entsteht freilich ein nicht ganz wörtliches Citat, welches aber dem Sinne nach genau dasselbe ausdrücken muß, was in der Vergangenheit geredet war, nur zusammengezogen. Diese Zusammenziehung bezieht sich in unserm Falle auf drei Capitel, Jerm. 18 und 19, und Sach. 11. Aus diesem Grunde nennt Matthäus nur den Jeremia, weil bei ihm die Grundweissagung für den furchtbaren Gottesverkauf, Judasverrath, Töpfersacker liegt, welche in dem Sacharja-Capitel nur wieder aufgenommen und erweitert worden ist. Denn daß Matthäus mehr im Sinne hat, als bloß die anderthalb Verse Sach. 11, 12—13, das zeigt die Wahl seiner Worte. Bei Sacharja ruht das prophetische Auge auf dem Moment des schmachvollen Handels, „sie wogen dar" heißt es. Gott selbst wird taxirt und verkauft um den gerichtlichen Sclavenpreis (2. Mose 21, 32 wird das Leben eines getödteten Sclaven auf 30 Silberlinge taxirt), und das ist der Triumph des Satans und des treuen Gottes Hirtenlohn, der wird ironisch gelobt: „ei eine treffliche Summe!" (alles das ist bei Matthäus sehr zusammengezogen) und dann wird das Geld auf Befehl des Herrn in den Tempel geworfen für den Töpfer. Mit diesem Momente schließt die Weissagung bei Sacharja ab. Das Citat bei Matthäus fängt aber da erst an. „Sie nahmen die 30 Silberlinge" (nämlich aus dem Tempel), dann folgen einige Ausdrücke aus Sacharja, die etwas erklärt werden (Sach.: „von ihnen", Matth.: „von den Söhnen Israels"),*) und hierauf der Kauf des Töpfersackers, wovon bei Sacharja gar keine Rede ist. Wohl aber spricht Jeremia von einem Felde vor dem Töpferthore, das Begräbnißplatz werden soll, und

---

dem Bibelwort. Dasselbe ist ein Hammer, der Felsen zerschmeißt, und hat diese Kraft nur aus seinem göttlichen Ursprung. Es ist aber in des Propheten Geist, Herz und Lippen gelegt, aus denen es ungetrübt zum Vorschein kommt, und darum darf man auch wohl sagen: der Prophet spricht.

*) Die Apostel thun das oft, daß sie bei Anführung von alttestamentlichen Weissagungen zugleich die Erklärung geben. Z. B. Jes. 8, 13 heißt es: Heilige den Herrn Zebaoth! Petrus I. 3, 15 führt das aber so an: heiliget den Herrn Christum in euren Herzen! womit er sagen will, daß der bei Jes. 8, 13 genannte Herr, der zum Stein des Anstoßes werden soll, Niemand anders als Gott in der zweiten Person, Christus, ist, und daß die bei Jesaia geweissagte Scheidung zwischen dem geistlichen und fleischlichen Israel und der Sieg des ersteren über die Weltmacht eben in der messianischen Zeit, der letzten Weltstunde, vor sich geht.

hieraus sieht man schon, daß der Blick des Matthäus über die Sacharjastelle weit hinausgeht, und die beiden Jeremia-Capitel dabei nicht zu entbehren sind. Ueberhaupt ist die Erwähnung des Töpfers bei Sacharja lediglich eine Wiederaufnahme aus Jeremia. Aus Sacharja allein würde man den Zusammenhang dieser furchtbaren Sache mit dem Töpfer nicht verstehen, wohl aber erklärt er sich aus Jeremia, weshalb es völlig begründet ist, wenn Matthäus ihn hier bevorzugt. Der Prophet Sacharja selbst sieht in seinem 11. Capitel fortwährend auf Jeremia hin, sodaß Hengstenberg sagen konnte, fast jeder Vers des Capitels stehe in Beziehung auf Jeremia. So ist z. B. der Ausdruck Schlachtschafe (11, 4) im Urtext nicht mit der gewöhnlichen Bezeichnung des Schlachtens (schachat, wie man es in erlaubter Weise thut) gegeben, sondern mit einem Wort harag, welches an Jer. 19, 6 (ge harega, Würgethal) erinnert, und ein Umbringen bezeichnet, wie es nur der Feind thut. Sach. 11, 9: die übrigen fresse ein jeglicher des andern Fleisch! nimmt wieder auf, was Jer. 19, 9 gesagt hatte: einer soll des andern Fleisch fressen. Im hebräischen Urtext ist das alles noch viel fühlbarer.

Noch deutlicher wird der Grund, warum Matthäus bei dem Rückblick auf beide Propheten den älteren, Jeremia, bevorzugte, durch Betrachtung des Inhalts dieser drei prophetischen Capitel.

Jeremia erzählt Cap. 18 und 19, daß er auf Befehl des Herrn hinabsteigen mußte in eine Töpferei, woselbst ihm ein Wort des Herrn zu Theil werden sollte. Die Töpferei lag also in einem Thale, und aus dem weiteren Zusammenhange hat man geschlossen, daß dieses südlich von Jerusalem zu suchen ist, nämlich das berüchtigte Thal der Söhne Hinnoms, zu dem man zum Ziegelthor (19, 2 genauer Scherbenthor oder Töpfereithor) hinausging. „In diesem Thal, und zwar nach Hieronymus in dem Gartenland nahe bei seiner Vereinigung mit dem Kidronthal war das Tophet (d. h. Anspeien, Ort des Greuels und Abscheus), die Stätte, wo unter den abgöttischen Königen Ahas, Manasse und Amon dem Moloch Söhne und Töchter im Feuer verbrannt wurden, bis Josia diese Opferstätte verunreinigen ließ“ (Riehm). Dahin wurden nun Leichname, gefallenes Vieh und allerlei Unrath zum Verbrennen geschafft, und dazu ein beständiges Feuer unterhalten. Es bildete sich die Meinung, daß dort die Mündung der Hölle sei. Das Buch Henoch beschreibt diese als ein zwischen den gesegneten Bergen der Gottesstadt liegendes verfluchtes Thal, eine tiefe Schlucht

voll flammenden Feuers. Aehnlich äußert sich schon Jes. 66, 24: „sie gehen hinaus und schauen die Leichname der Männer, die an mir sündigen, denn ihr Wurm wird nicht sterben und ihr Feuer nicht verlöschen, und werden allem Fleisch ein Greuel sein.“ Und Christus nennt die Hölle öfter Gehenna (d. h. Ge bne Hinnom = Thal der Söhne Hinnom's) des Feuers — ein Ausdruck, der zwölfmal im Neuen Testament vorkommt, und Marc. 9, 44. 46. 48 fügt er dreimal wie drei Hammerschläge das schauerliche Schlußwort Jesaias 66, 24 hinzu (das die Juden nicht im Gottesdienste vorlesen, ohne zur Milderung den 23. Vers noch einmal zu wiederholen): da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht. Man lese das nach, um den furchtbar ernsten Ausdruck zu empfinden. In diesem Thale, und zwar südöstlich, da wo die Siloahquelle es bewässert, lag nach Eusebius und Hieronymus der schreckliche Blutacker, Hakeldama, der für das Blutgeld, die 30 Silberlinge, um die Christus verrathen ward, von den Hohenpriestern gekauft worden ist, und es ist auch dieselbe Stätte, wo Judas in Verzweiflung sein Leben endete, da er sich erhing, aber herabstürzte und zerbarst, sodaß alle seine Eingeweide ausgeschüttet wurden. Auch von diesem blutigen Ende des Verräthers erhielt das Feld den Namen Blutacker, wie das oft im Alten Testament vorkommt, daß ein Name zwei verwandten Ursachen Ursprung und Bestätigung verdankt. (So verhält sich's z. B. mit den Namen Beerseba und Joseph). Dieses doppelte Blutfeld kauften nach Gottes Verhängniß die Hohenpriester zum Begräbniß der Pilger, d. h. um ausländische Juden dort zu begraben, die zum Fest nach Jerusalem gekommen waren, aber dort starben. Sie wurden da begraben, weil anderwärts kein Platz mehr für sie war. Das Feld war nach Matth. 27 vor dem Kauf im Besitz eines Töpfers gewesen, und wirklich hat man noch in neuerer Zeit dort Töpferthon gegraben (Riehm). Dort, oder wenigstens in der Nähe muß die Töpferei gelegen haben, in welche Jeremia gesandt wurde. Der Töpfer formte grade ein Gefäß auf der Drehscheibe, es mißrieth, und er machte ein besseres. Da kam das Wort des Herrn zu dem Propheten, des Inhalts, daß, was Thon und Töpfe in der Hand des Töpfers seien, das seien ganze Völker und Königreiche in der Hand Gottes. Werden sie böse, so zerstößt er sie, bekehren sie sich, so baut er sie. Gegen Juda und Jerusalem forme er aber jetzt den Zerstörungsrathschluß, weil sie nicht umkehren wollen.

Vor dieser Widerspenstigkeit entsetzt sich selbst der Herr! Sogar bei den Heiden ist sie unerhört; auch die unbelebte Natur weicht nicht von ihren Ordnungen und Gesetzen, nur Gottes Volk vergißt seines Gottes und seines Gesetzes.

Die Antwort auf diese treue Warnung war ein Anschlag, durch falsches Zeugniß den Propheten in einen Proceß mit tödtlichem Ausgang zu verwickeln. Darauf folgt 18, 19 ein tiefergreifendes Schmerzensgebet des Propheten. Er erinnert den Herrn daran, wie er priesterlich fürbittend (er war ja auch Priester) für sein Volk eingetreten sei, und zum Dank sucht man ihn zu tödten!

Wen sollte das nicht erinnern an die ganz ähnliche Lage im Leben Christi? Er der Prophet der Propheten, der unablässig zu dem Vater flehte: Herr, laß den unfruchtbaren Feigenbaum noch dieses Jahr! und unablässig um ihn grub und düngte, erhielt zum Lohn den Tod! Jeremia wurde mit dem Tode nur bedroht, aber Christus, dessen schwaches Vorbild er war, ward wirklich getödtet. Man kann aber das Leben Jeremiä und seine Worte nur dann recht verstehen, wenn man die vorbildlichen Züge beachtet. Der Jammer des treuen Propheten, der sein gottvergessenes, verrätherisches Volk zur Zeit der ersten Zerstörung Jerusalems zu weiden hatte, war ein kleiner Vorgeschmack der gleichen Schmerzen Christi, die doch ohne gleichen sind, und die Klaglieder Jeremiä, sonderlich das dritte Capitel, sind wie das Buch Hiob und die Leidenspsalmen prophetisch auf die Leiden aller Leiden, die unendlichen Leiden Christi, gegen welche alle sonstigen menschlichen Schmerzen wie ein Nadelstich sind, wie ein schwacher Funke gegenüber dem ewigen höllischen Feuer. Darum hat die Kirche seit alten Zeiten gern die „Lamentationen", d. h. die Klaglieder Jeremiä in der Charwoche gesungen. Darum berühren sich auch die Flüche des Propheten über das verstockte Volk am Schlusse des 18. Cap. überall mit den messianischen Flüchen in den sogenannten Rachepsalmen, diesen Flüchen, die zusammengefaßt sind in dem Richterwort Christi, Matth. 25, 41 „gehet hinweg von mir ihr Verfluchten"! und sich decken mit dem „Zorn des Lammes" (ein merkwürdiger Gegensatz, Zorn und ein Lamm! wegen der verschmähten Versöhnung) Offenb. 6, 16. 17.

Nun mußte der Prophet (Cap. 19) einen irdenen Krug mit engem Halse zum Gießen kaufen, und mit einigen Aeltesten des Volks als Zeugen in das Thal Ben Hinnom vor das Scherbenthor (oder Töpfereithor) hinausgehen und dort über

die Könige von Juda und Bewohner Jerusalems das Wehe der Zerstörung rufen, weil sie beide Tafeln des Gesetzes gebrochen, ihren Gott verlassen und den Ort mit dem Blut Unschuldiger erfüllt haben. Der Ort Tophet und das ganze Thal soll Würgethal genannt werden, wie er schon einige Jahre früher (7, 31 ff.) hatte drohen müssen. Aller Rath Judas und Jerusalems soll ausgegossen werden wie das Wasser aus dem Gießkrug*), sodaß sie ganz rathlos sein werden. Das Schwert wird sie fällen und ihre Leichname werden unbegraben da liegen den Thieren zum Fraß. Die Stadt wird zerstört, und vorher wird der Hunger und die Uneinigkeit so furchtbar sein, daß sie ihre eignen Kinder und sich untereinander fressen werden vor Noth und Bedrängniß. — Da mußte nun Jeremia den Krug vor aller Augen im Tophet zerschmettern und sagen, so werde Volk und Stadt zerbrochen werden, und Tophet werde Begräbnißplatz aus Mangel an einem andern Platze. Ganz Jerusalem werde wie Tophet ein unreiner Ort werden. — Hiernach mußte der Prophet wieder emporsteigen zum Tempelvorhof, und dem dort versammelten Volke den Zerstörungsbeschluß Gottes noch einmal vortragen. In Folge dessen wurde er geschlagen und zwar von dem Priester und fürstlichen Obervorsteher des Tempels (ganz wie Christus auf Befehl des Hohenpriesters den Backenstreich erhielt), welcher ein falscher Prophet war, daher ihm Jeremia das Gericht Gottes ankündigte (wie Christus dem Hohenpriester).

Wir sehen also schon in dieser Weissagung Jeremia's (ohne Sacharja) eine Reihe von Zügen vorhanden und vereinigt, die bei der Erzählung Matthäi von entscheidendem Gewichte sind: 1) den Verrath des Volks von Juda an dem lebendigen Gott. Der Prophet nennt bei seinem Weheruf 18, 11, 19, 3 in erster Linie den Namen Juda. Nicht umsonst führte in der neutestamentlichen Erfüllung aller Prophetie der Verräther den Namen Judas. Er verkörperte in seiner

*) Hier zeigt sich der eine von den beiden Gründen des prophetischen Wahrzeichens. Ein irdener Krug zum Gießen wird genommen 1) um das Entleeren der Herzen von allen Plänen und Rathschlägen, so daß sie nicht wissen, wo aus noch ein, bildlich darzustellen; dabei wird im Urtext eine Assonanz gebraucht, bakbuk heißt der Krug, bakak entleeren, ausgießen, 2) um die Zerbrechlichkeit und das wirkliche Zertrümmern des abtrünnigen Gottesvolks vor aller Augen hinzumalen. Man weiß, wie mächtig die Sprache einer symbolischen Handlung auf das menschliche Gemüth wirkt, zumal im Orient.

Person die grauenvolle Spitze des Abfalls der Juden, darum nennt ihn Christus Joh. 17, 12 „Sohn des Verderbens", genau mit demselben Namen wie Paulus später den persönlichen Antichrist als die Verkörperung des Abfalls der Christenheit der letzten Tage bezeichnet. 2) den schmählichen und treulosen Verrath an dem guten Hirten, der Tag und Nacht vor Gott stand für sein Volk, um für dasselbe gut zu sagen und Gottes gerechten Grimm abzuwenden. Statt dessen hören sie nicht auf seine Warnung, suchen ihn aber zu fangen in seiner Rede, graben ihm eine Grube und schlagen ihn mit der Zunge, d. h. bringen falsche Anklagen gegen ihn vor. Man muß diese Züge bei Jeremia genau beachten, und man wird stets heraushören, daß der Geist der Weissagung die prophetischen Worte und Werke so gestaltet hat, daß der künftige Messiasmord herausklingt. 3) Es wird betont, daß die grausige Verwandlung von ganz Jerusalem in ein unreines Tophet darum erfolge, weil „unschuldig Blut" vergossen sei, und dieses war nach Matth. 27, 4 grade der Vorwurf, der das erwachte Gewissen des unglücklichen Verräthers Judas zur Verzweiflung trieb. 4) In des Töpfers Hause wurde dem Propheten die Offenbarung von der Verwerfung Jerusalems; der mißrathene und anders geformte Thon, und nachher der ausgegossene und endlich zertrümmerte vom Töpfer gekaufte irdene Krug sollte die Zersprengung des treulosen Bundesvolks darstellen. Wenn also später Sacharja und noch später Matthäus des Töpfers erwähnen in dieser furchtbaren Sache, so ist Grund und Verständniß dafür nur aus Jeremia zu gewinnen; beide, der spätere Prophet und der Evangelist, geben durch Erwähnung des mit dem Töpfer abgeschlossenen Kaufes zu verstehen, daß die schrecklichste Zerstörung der gottesmörderischen Stadt nach Jeremia nunmehr unvermeidlich sei. 5) Der vom Töpfer gekaufte Begräbnißplatz im Tophet, um den es dem Ev. Matthäi sonderlich zu thun ist, erinnert mit keiner Silbe an Sacharja, wohl aber an Jer. 19, 11: „im Tophet werden sie begraben, weil sonst kein Platz ist zum Begraben." Weil aber dies bei Jeremia ein Symptom der Zerstörung ist, so wirft das wiederum ein Licht auf die Erzählung vom Töpfersacker bei Matthäus, daß nämlich dieses Begraben ein sicherer Sturmvogel der herbeieilenden Verwüstung sei.

Die babylonische Verwüstung Jerusalems, die Jeremia selbst erlebte, deren Kelch er geweissagt und bis auf den Grund hatte

trinken müssen, war nur Vorspiel einer noch viel schwereren Katastrophe, welcher Sach. 11 unmittelbar gilt. Sacharja war einer der aus der babylonischen Katastrophe Erretteten und Zurückgekehrten; er erlebte und förderte selbst den Wiederaufbau des Tempels und sah das neue Wurzelschlagen des Volkes Gottes in Jerusalem. Er schaute auch prophetisch das kommende Wiederaufblühen desselben, aber es wurde ihm gezeigt, daß nach dem Sturze dreier feindseliger Weltmächte eine vierte (es war die römische) das wiedererstandene Jerusalem auf's neue zertrümmern und all den „gewaltigen und herrlichen Schöpfungen" ein Ende machen würde zur völligen Verödung. Die Schuld lag an der Verwerfung des guten Hirten, den Gott ihnen anstatt der sie mißhandelnden und sich auch selbst zerfleischenden Weltmächte „aus Gnad' allein zum Licht und Leben" beschert hatte. Dieser, der seinem Wesen nach mit Jehovah Eine Person ist, weidet sie eine Zeitlang und behütet sie nach außen und innen. Aber das Verhältniß dauert nicht lange, beide Theile werden einander überdrüssig, der gute Hirte fordert seinen Lohn und erhält ihn in dem Sklavenpreise zu 30 Silberlingen; diese werden in den Tempel geworfen und einem Töpfer übergeben. Darauf wird der Friede nach außen und die Einigkeit nach innen zerbrochen und die undankbare Heerde einem gottlosen Hirten (eben der römischen Weltmacht) überlassen, der sie völlig zermalmt.

Dies der kurze Ueberblick des Capitels, aus dem sich ergiebt, daß es die Weissagung Jeremias wieder aufnimmt, bestätigt und ergänzt. Die Berührungspunkte sind folgende: 1) die Sünde ist die gleiche, Verrath an dem wahren Gott und an dem von ihm gesandten menschlichen guten Hirten. Bei Sacharja tritt es aber klarer hervor (wie immer, wenn ein späterer Prophet eine frühere Weissagung aufnimmt), daß der Hirt Eine Person mit Gott ist; ebenso, daß der Verrath sich zuspitzt in einen Handel um 30 Silberlinge, das ist eine neue Offenbarung, die dem Jeremia noch nicht geworden war. 2) die Strafe ist auch die gleiche: Zertrümmerung des Bundesvolks unter furchtbaren Nöthen. Diese waren bei Jeremia sehr ausführlich geschildert und durch die Vorgänge bei dem Töpfer symbolisch dargestellt. An alles dieses erinnert die Weissagung bei Sacharja nur kurz durch die Erwähnung des Töpfers. Neu ist bei Sacharja, daß das Geld erst in den Tempel geworfen werden sollte, ehe es zum Töpfer kam. Daß aber der Acker

des Töpfers für das Blutgeld gekauft werden sollte, zum Begräbnißplatz, erwähnt auch Sacharja nicht, und doch legt Matthäus ein besonderes Gewicht darauf, womit bewiesen ist, daß er mehr im Auge hat als den Sacharjavers. Nur bei Jeremia findet sich ein solcher Begräbnißplatz im Tophet vor dem Töpferthore, der aus Mangel an geeigneteren Plätzen gewählt ist, und dieser Mangel war ohne Zweifel auch der Grund, weshalb die Hohenpriester dort kauften. Damit erfüllten sie, ohne es zu wissen, den göttlichen Rathschluß bei Jeremia, eben so wie Judas, der erst versuchte, das Sündengeld wieder dahin zu bringen, woher es gekommen war, zu den Hohenpriestern, und als ihm das nicht gelang, es Gott gleichsam vor die Füße warf, in den Tempel. Damit wurde, wie Keil bemerkt, „die Sache vor Gottes Angesicht gebracht, damit Gott Einsehen in dieselbe habe." Dieses Einsehen konnte aber nur ein richtendes sein. Denn „durch das Blutgeld wurde der Tempel zu einer Mördergrube gemacht." Das göttliche Gericht zeigte sich nun zunächst darin, daß durch seine Fügung für das dem Tempel gehörige und ihn entweihende Blutgeld in dem unreinen Thale Tophet, wo der Krug zerbrochen war, ein Platz zum Begraben von dem Töpfer erworben wurde, und daß das nach Apostelgesch. 1 derselbe Platz war, auf dem Judas, der eigentliche neue Besitzer desselben, sein blutiges Ende gefunden hatte. Alle diese Vorgänge konnten nichts Gutes weissagen, sie konnten nur ein Zeichen sein von der vorhandenen gänzlichen Entweihung und bevorstehenden Zerstörung der verrätherischen Stadt, die von jeher eine Prophetenmördergrube gewesen (Matth. 23, 34—39) und nun auch eine Gottesmördergrube geworden war. Auf das alles wollte Matthäus durch seine Erzählung hinweisen, und deshalb konnte er, wenn er die alttestamentlichen Verkündigungen zusammenzufassen und nur Einen Propheten zu nennen beabsichtigte, eben nur Jeremia nennen, welcher zuerst und am ausführlichsten von dem Töpfer und dem Acker geredet hatte. Denn aus Sacharja ist nur ein Moment genommen, der Preis von 30 Silberlingen.

Aus den vorstehenden Darlegungen dürfte erhellen, daß von einem bloßen Citat aus Sacharja keine Rede sein kann, sondern daß das Citat eine Zusammenfassung dreier Capitel aus Jeremia und Sacharja ist, und daß der Vorwurf eines Gedächtnißirrthums auf diejenigen zurückfällt, die ihn erheben, insofern ihnen weder die neutestamentliche Sitte noch der innere

Zusammenhang der beiden Propheten genug im Herzen und Gedächtnisse ist.

Mit dieser Auffassung stehen wir keineswegs allein. Der schon erwähnte Rostocker College Dr. Dieckhoff's, Prof. Nösgen, sagt zu Matth. 27. 9, die Worte „Durch Jeremia ꝛc." seien kein Gedächtnißfehler. „Denn wiewohl die citirte Stelle sich allerdings dem größeren Theile des Wortlauts nach Sacharja 11, 12. 13 findet, so hat Matthäus doch die Worte, welche den Incidenzpunkt enthalten, ‚für den Acker des Töpfers' (Sacharja hat nur ‚zum Töpfer') wie auch den Satz ‚gleichwie mir der Herr befohlen hat,' in Beziehung auf Jeremia 19 hinzugefügt. An dieser Stelle zerbricht Jeremia auf Befehl Gottes auf dem Töpferacker einen Krug und wirft ihn auf denselben zum Zeugniß dafür, daß Israel fortan ein unheiliges Volk geworden sei und also behandelt werden soll. Matthäus verweist nur auf Jeremia, weil er das von diesem Israel angekündigte Geschick jetzt durch den Ankauf jenes Ackers für den schon von Sacharja vorausgesehenen Werth des guten Hirten in den Augen Israels erreicht erkennt. Dem Evangelisten hat, weil er die That des Hohenraths kennzeichnen will, die Sacharjastelle nur die Bedeutung eines Hülfssatzes, und er giebt demgemäß nur den Autor der Stichworte an. Demgemäß behandelt er auch die Worte des Sacharja völlig frei, erweitert den Satz u. s. w." Dieses Zeugniß des Prof. Nösgen ist um so unbefangener, als derselbe sich im übrigen von einem Gedächtnißfehler bei einem Apostel nicht befremdet fühlt, da „die Inspiration die menschliche Persönlichkeit in ihrer Individualität nicht verändert." Als ob Gedächtnißfehler, Irrthümer u. s. w. nothwendig zur menschlichen Persönlichkeit gehöre, und auch die inspirirende Thätigkeit des heiligen Geistes nicht davor schützen könne, sondern dieselben mitmachen müsse. Insofern steht er leider auf dem Standpunkte des Dr. D., und gilt das früher dagegen bemerkte auch gegen ihn. Aber um so bedeutungsvoller ist es, daß er ohne dogmatisches Vorurtheil (wie man sagt) rein aus exegetischen Gründen grade diejenige Waffe, dasjenige Beweismittel, welches D. gegen Matthäus erhoben hatte, völlig zerbricht und zerschlägt, und so möge und wird es jeder Waffe ergehen, welche sich gegen das heilige Wort erhebt.

Hören wir noch eine andere Stimme aus Mecklenburg. Oberkirchenrath Dr. Kliefoth sagt in seinem Commentar zu

Sach. 11, 13, man habe sich an den Umstand zu halten, daß Matth. 27, 9 „unsere Stelle nicht als ein Wort des Sacharja, sondern als ein Wort des Jeremias anführt. Darnach hat jedenfalls Matthäus dafür gehalten, daß unsere Stelle (eben Sach. 11) auf der des Jeremias ruhe, nicht einen selbstständigen Inhalt habe, sondern aus Jeremias zu ergänzen und zu erklären sei. . . . . Und irren wir nicht, so rührt die eigenthümliche Fassung der Stelle Matth. 27, 9. 10 eben daher, daß sie alle diese Verhältnisse berücksichtigen, daß sie zeigen will, wie in dem Verrath des Judas und was daran hängt, nicht allein Sach. 11, 13 und Jer. 18, sondern auch Jer. 19 sich erfüllt haben. . . . Hiernach wird man auch nicht nöthig haben, mit Köhler das Matthäusevangelium auf Ungenauigkeit zu verklagen, weil es eine Stelle des Sacharja dem Jeremias zuschreibe." So Kliefoth.

Hengstenberg endlich giebt in seiner Christologie des Alten Testaments zu Sach. 11, 13 eine Reihe treffender Bemerkungen. Er führt ältere Ausleger an, Sanitius, Glassius, Frischmuth, welche die Meinung aufstellten, Matthäus citire eine aus Jeremias und Sacharja zusammengesetzte Stelle blos unter dem Namen des ersteren als des angeseheneren. Er führt auch an, daß Grotius geahnt habe, welche tiefe Bedeutung Matthäus darin suchte, daß für das Blutgeld der Töpferacker gekauft wurde, da er sagt: „wenn Matthäus den Ausspruch des Jeremias, den Sacharja wiederholte, hier citirt, so zeigt er damit stillschweigend an, daß dieselben Strafen den Juden drohen, welche beide Propheten einst ihren Zeitgenossen geweissagt hatten." Dazu bemerkt Hengstenberg: „Wir haben gezeigt, daß die Weissagung des Sacharja ihrem Hauptbestandtheile nach nur eine Wiederaufnahme der des Jeremias ist, daß er eine zweite Erfüllung derselben ankündigt, die mit ihr nicht etwa in einer zufälligen, sondern in einer nothwendigen Verbindung stand, weil sie auf der Idee der göttlichen Strafgerechtigkeit beruhte, welche eine neue Realisirung derselben herbeiführen mußte, sobald sie von neuem gereizt wurde. Matthäus hätte nun allerdings beide Propheten anführen können. Allein eine solche Weitläufigkeit im Citiren ist ganz gegen die Gewohnheit der Verfasser des Neuen Testaments, was sich aus dem doppelten Grunde erklärt, theils daß sie bei ihren Lesern genaue Schriftkenntniß voraussetzen durften, theils daß ihnen das menschliche Werkzeug sehr hinter dem göttlichen

Urheber, dem Geiste Gottes und Christi, der in allen Propheten auf gleiche Weise redete, zurücktrat. Sehr häufig, ja beinahe gewöhnlich, wird daher der menschliche Urheber gar nicht genannt, man begnügt sich mit den Anführungsformeln: die Schrift sagt, es stehet geschrieben, der heilige Geist sagt u. s. w. Nicht selten werden zwei oder gar drei Stellen verschiedener Verfasser in eins zusammengezogen und doch nur Ein Verfasser genannt. Die meiste Analogie mit der unsrigen bietet Marc. 1, 2. 3 dar. Hier werden unter dem Namen des Jesaias zwei Weissagungen des Maleachi und des Jesaias angeführt, von denen noch dazu die erstere voransteht. Jesaias war der berühmtere Prophet; man hatte sich so gewöhnt, die in eine Sammlung vereinigten kleinen Propheten als ein Ganzes zu betrachten, daß nur äußerst selten ein einzelner von ihnen namentlich genannt wird, vgl. Matth. 21, 5 mit Jes. 62, 11 und Sach. 9, 9; Matth. 21, 13 mit Jes. 56, 7 und Jer. 7, 11 ꝛc. Hätte Matthäus blos auf die Erfüllung der Weissagung des Sacharja aufmerksam machen wollen, so würde er sich mit einer allgemeinen Citirformel begnügt haben. Dies geht aus der Analogie aller übrigen Citate aus dem Sacharja hervor, in deren keinem der Prophet namentlich genannt wird. So Joh. 19, 37; 12, 14; Matth. 26, 31; 21, 4. 5, wo der Artikel ‚durch den Propheten' zeigt, daß Matthäus den Sacharja als allen seinen Lesern genau bekannt voraussetzen durfte. Während ihm aber die Nennung des Sacharja als unnöthig erscheinen konnte, war es mit Jeremias nicht derselbe Fall. Daß und wiefern sich seine Weissagung in der vorliegenden Begebenheit realisirte, lag nicht so auf der Oberfläche, daß es nicht einer zur weitern Forschung auffordernden Hinweisung bedurft hätte. Und doch mußte ohne diese Einsicht der Sinn der Weissagung des Sacharja höchst dunkel bleiben und ihre Erfüllung in dem wesentlichsten Momente verkannt werden."

Ferner sagt Hengstenberg, was im höchsten Maße zu beachten ist: „Das Resultat, welches wir gewonnen haben, ist kein ganz unwichtiges. Es zeigt sich, daß der Apostel grade in einer Stelle, welche die neuen Kritiker als einen untrüglichen Beweis für den Satz anführen, daß die Verfasser des Neuen Testaments nicht irrthumsfrei gewesen, eine tiefere Einsicht in den Sinn der alttestamentlichen Weissagung offenbart, als alle diese Kritiker zusammengenommen, von denen keiner

eingesehen hat, daß man mit der Stelle des Sacharja ohne Hinzunahme des Jeremias eben so wenig fertig werden kann, als sich ohne Hinzunahme des Daniel bestimmen läßt, was der Herr unter dem Greuel der Verwüstung verstanden habe. Freilich die Annahme eines Irrthums ist für die Arbeitsscheu die bequemste und giebt zugleich für die Bekämpfung der Buchstäbler einen nicht zu verachtenden Gewinn ab; aber auf die Dauer können doch solche Operationen die Wahrheit nicht verdecken, so gewiß als der Herr nicht will, daß ein Jota von seinem Worte umkomme. Möchte man doch, wenn man nicht gleich eine wahrscheinliche Lösung finden kann, sich die Bescheidenheit eines Frischmuth zum Muster nehmen, welcher in seiner Abhandlung über die 30 Silberlinge nach Anführung der Stelle eines jüdischen Grammatikers (welche besagt, daß, wenn etwas in der Schrift unerklärlich scheine, der Grund an unserm unzulänglichen Verständniß liege, nicht aber an einer Anomalie der Schrift, was zu behaupten ferne sei), obgleich das Unzulängliche seiner eignen Lösung wohl fühlend, fortfährt: Wenn wir Christen diese Bescheidenheit nachahmen wollen, so werden wir die Schwierigkeit leicht vermeiden können, wenn wir nur bekennen, daß falls es nicht klar sei, warum Jeremias genannt wird, daraus doch noch nicht folge, daß die Stelle verderbt sei oder der Evangelist sich geirrt habe. Besser unsere Unkenntniß eingestehen, als leichtfertig eine Verfehlung zulassen."

Das schrieb Hengstenberg 1832, und die neuen Kritiker, die er meint, sind die alten Rationalisten, gegen die er, wie mein sel. Vater zu sagen pflegte, Keulenschläge führte. Man glaubte sie auch darnach überwunden; als ich 1852 in Berlin studirte, war der Rationalismus dort im Winkel, nur durch Vatke vertreten, um den sich wenige kümmerten. Und jetzt hat er nicht blos diese Hochschule eingenommen, sondern fast alle theologische Facultäten Deutschlands sind mit diesem Aussatze bedeckt, sodaß Pastor Völter in Württemberg kürzlich in einer Synode die deutschen Universitäten in gerechtem Zorn Satansschulen nennen konnte. Und was bei diesem Stande der Sache mit das traurigste ist, ist, daß die tüchtigen und kenntnißreichen confessionellen Theologen, die in vorderster Reihe berufen wären, für das bedrohte Kleinod der Schrift einzutreten, den Dienst versagen, oder so halb und matt fechten, daß sie auch den Gegnern keinen Respect mehr abnöthigen. Diese sagen ja ganz offen, daß bei der allgemeinen Verbreitung und Schätzung der

heutigen kritischen Richtung eine Vertheidigung derselben andern Richtungen gegenüber bei dem jetzigen Stande der „Wissenschaft“ nicht mehr der Mühe werth sei. Das ist die Schuld der heutigen zahmen „positiven“ Theologie, die nicht beißen und nicht kämpfen kann für ihren Herrn, weil sie selbst nicht mehr ihm völlig treu ist. Aus der positiv gläubigen Theologie Tholuck's und Hengstenberg's mußte ein Weiterschreiten zur lutherisch-kirchlichen Theologie folgen, und es ist auch gefolgt, sodaß man Männer wie Kahnis, Delitzsch, v. Hofmann, Luthardt, Frank, Dieckhoff anfangs wie Säulen einer festen Burg gediegener Wissenschaft und biblisch-kirchlicher Treue begrüßte. Und doch hat jeder der Genannten die Treue grade an bedrohten Punkten verletzt, und eben dadurch die jetzt vorhandene neue Ueberfluthung antichristlicher Irrthümer ermöglicht. Von dieser „Wissenschaft“ ist jetzt nichts mehr zu erwarten, das Reich des Herrn wird andere Bahnen gehen. Wenn die Wissenschaft vom heiligen Geist beseelt ist, bringt sie schöne Blüthen und Früchte; ist sie das nicht, so ist an ihr nichts gelegen, vielmehr gelten von ihr alle die scharfen Worte, die in den ersten beiden Capiteln des ersten Corintherbriefs stehen. Es müßte doch jetzt gegen diese kritische Wirthschaft, welche uns die ganze Bibel zersetzt und das Christenthum in's Antichristenthum zu verwandeln die Wege bahnt, ein Kampf auf Leben und Tod in der ganzen Linie eröffnet werden, ein Kampf, der den Charakter der ernsten Buße hätte, und das Volk Gottes reinigte, wie Esra und Nehemia, von den überhand nehmenden heidnischen Greueln. Aber die Herren vom Katheder wollen nicht in's Feuer. Sie wollen ihren „wissenschaftlichen“ Ruf schonen, der ihnen über alles geht, und so wird das Heiligthum immer mehr preisgegeben. Wie in dem Assaphpsalm 74 gerufen wird: „Der Feind hat alles verderbet im Heiligthum. Man siehet die Aexte oben her blicken, wie man in einen Wald hauet; und zerhauen alle seine Tafelwerke mit Beil und Barten“. Das größte Heiligthum auf Erden ist aber, wie Luther so oft betont, Gottes Wort, das aus seinem Geiste, aus seinem Herzen, aus seinem Munde gekommen und uns Menschen als der allerkostbarste Schatz, an dem unsere ewige Seligkeit hängt, anvertraut ist. Diese sogenannte negative Bibelkritik ist nichts als eine schreckliche Tempelschändung im größten Stile, und wer darüber nicht in Eifer geräth, macht sich der Sünde mit schuldig. Daß nun aber heutzutage auch positive, „gläubige“, ja sogar

„confessionell-lutherische" Professoren diesem Greuel der Verwüstung theils kühl zusehen, theils sogar mithelfen, ohne zu merken was sie thun, ist eins der allertrübsten Zeichen dieser letzten Zeit.

Höchst ungern nennen wir unter den Theologen, die sich an Matth. 27, 9 vergriffen haben, auch den ehrwürdigen Keil. Dieser theure Mann hat sich im Allgemeinen in seinen Commentaren als eine treue und feste Mauer gegen die antichristliche „Wissenschaft" bewiesen, treuer und fester als der weit genialere Delitzsch, welcher trotz reicher Wissensschätze in seinen Erklärungen des Hohenliedes, der Psalmen, und nun auch des Jesaia und des ersten Buchs Mose zahllos gesündigt hat. Um so schmerzlicher fällt es, in Keil's sonst so trefflichem Sacharja-Commentar auch u. a. der Ansicht zu begegnen, daß hier Matthäus einen Gedächtnißfehler begangen habe. In diesem Proceß Keil's gegen Matthäus muß er verlieren; es ist überhaupt an der Zeit, die Commentare der heutigen Theologen, und sonderlich ihre Erklärungen des Alten Testaments, besser nach dem Maßstabe der Apostel zu messen. Denn es giebt nur Einen ganz und gar treuen und durch und durch zuverlässigen Ausleger des Alten Testaments, das ist eben das Neue Testament, und zwar darum, weil es aus dem Munde Christi und dem Lichte Seines heil. Geistes stammt. Christus erst schloß seinen Jüngern das Alte Testament auf, vorher hatten sie es nicht verstanden, und diesen Schlüssel haben wir eben in den Schriften des Neuen Testaments, welche unserm lutherischen Bekenntniß gemäß auch Richter sind über alle Commentare, die sich mit dem Alten Testament beschäftigen.

Wir haben uns bei diesem einen Punkte Matth. 27, 9 länger verweilt, um daran beispielsweise zu zeigen, wie nichtig die Gründe sind, mit denen Prof. Dieckhoff die Inspiration des Neuen Testaments unsicher machen will. Mit seinen übrigen nicht berührten Beweisstellen steht es nicht besser. Selbst seine Anhänger hat er (nach den öffentlichen Blättern) nicht von den „Irrthümern und Unsicherheiten" des Neuen Testaments überzeugen können, und daß dieselben ihm aus dem Spiegel des alten Rationalismus entgegenstarren, sollte ihn billig selbst bedenklich und unsicher machen, was vielleicht aus dem schwankenden Ton des Büchleins auch wohl geschlossen werden könnte.

Wir müssen nun noch einmal darauf kommen, daß Herr Prof. Dieckhoff die Inspirationslehre, die er bekämpft, die Lehre von der „absoluten" Inspiration nennt, oder auch den „jüdischen Inspirationsbegriff", und er nimmt an, daß sowohl die alte Kirche als auch die lutherische Dogmatik unter dem Einfluß derselben gestanden hätten, daß aber Luther mit sich selbst nicht einig gewesen sei. Denn es seien auch in ihm wie in der alten Kirche und den älteren lutherischen Dogmatikern freiere Strömungen vorhanden gewesen, die sich in der späteren Dogmatik verloren hätten. Wir haben schon bedauert, daß er seinen „jüdischen Inspirationsbegriff" nicht näher definirt hat. Es scheint bisweilen, als verstände er darunter den Ausschluß jeder menschlichen „Geistesthätigkeit", daß also der Mensch unter der Inspiration nur eine Maschine sei. Wir haben das schon als ungehörig zurückgewiesen, finden aber auch in des sachkundigen Dr. Weber's alt-synagogalen paläst inischen Theologie das nicht. Dieser definirt dort S. 78 die jüdische Inspirationslehre so: „Die heilige Schrift ist entstanden durch Inspiration des heiligen Geistes, stammt also von Gott selbst ab, der in ihr redet." S. 81: „Aus der Thatsache, daß die Schriften (des Alten Testaments) durch Inspiration des heiligen Geistes entstanden sind und Gott selbst zum Urheber haben, ergeben sich für dieselben die Eigenschaften der Heiligkeit, der Normativität und der Unendlichkeit des Inhalts." In dieser Definition ist nichts falsches. Es ist im Gegentheil in ihr nur der Hauptpunkt, auf den alles ankommt, klar ausgesprochen, nämlich, daß die heilige Schrift Gott selbst zum Urheber habe, daß Gott in ihr rede. Grade dieses ist nun eben der modernen Theologie ein Dorn im Auge. Diese ganze jetzige Bewegung gegen die Inspiration ist nichts als eine neue Versuchung: Sollte Gott gesagt haben?? Wir können diese Scheu, daß Gott selber mit den Menschen menschlich rede, so daß sie es fassen können, nur verstehen aus tief verborgener Feindschaft des in Erbsünde geborenen Herzens, welches im Grunde nur wünscht, daß Gott nicht sei oder nichts thun könne, daß er ein bloßes Gedankending sei. Der wahrhafte, lebendige Gott aber, der den menschlichen Geist geschaffen hat, muß ihn auch inspiriren können. Ps. 94, 7—10 sagt gegen eine ähnliche Unthätigkeitserklärung Gottes seitens der Gottlosen: „Der das Ohr gepflanzet hat, sollte der nicht hören, der das Auge gebildet hat, sollte der nicht sehen — Er, der die Menschen Erkenntniß lehrt!"

Daraus folgt auch, daß der, welcher dem Menschen die Sprache gegeben hat, auch zu ihm verständlich sprechen kann, daß er ihn mit Seinen Gedanken so erfüllen kann, daß der Mensch befähigt wird, Worte auszusprechen, die nicht seine, sondern Gottes Worte sind, die nicht aus seinem sündigen Herzen und verderbten Geiste, sondern aus dem heiligen Geiste Gottes stammen. Und dieser Drang war so stark, daß der Prophet Amos, der doch das Geheimniß der Inspiration selbst erfahren hat, also gewiß ein competenter Zeuge ist, Cap. 3, 7. 8 sagt: „Der Herr thut nichts, er enthülle denn erst seinen Rathschluß seinen Knechten, den Propheten. Ein Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten? der Herr Jehovah redet, wer sollte nicht weissagen?“ Stellen wir uns dieses recht deutlich vor. Das majestätische Gebrüll des Löwen wirkt im Herzen des Menschen ein Beben. Der Mensch hat sich nicht dazu freiwillig entschlossen, er hat sich nicht überlegt, soll ich beben oder soll ich nicht beben? Sondern es ist der übermächtige unmittelbare Eindruck der Löwenstimme, welche das Zittern seines Herzens hervorbringt. Und wenn man ihn fragen würde: was bewegt dich so? so würde er antworten: hörst du denn nicht die gewaltige Löwenstimme? Freilich ein Tauber würde nicht beben, falls er nicht etwa die Ursache sähe. Und mit diesem Vorgang vergleicht der Prophet die Inspiration. Nicht daß er damit sagen wollte, sie sei etwas furchtbares, schreckliches; nein, wohl war sie ehrfurchtgebietend, majestätisch, erhaben, aber auch zugleich unbeschreiblich süß, mild und hold, wie ein aufgethaner Himmel. Nein der Vergleichungspunkt liegt nur in der inneren Selbstverständlichkeit. So selbstverständlich es ist, daß alles zittert, wenn der Löwe brüllt, eben so selbstverständlich ist es, daß wenn die Stimme Gottes in den Menschengeist eindringt, der Mensch anfängt zu weissagen, d. h. Gottesworte auszusprechen. Dem gegenüber ist jeder wie ein Tauber, dem die Inspiration nicht widerfährt. Namentlich wir, in unserm Zeitalter, sind wie die tauben, daher der viele Zweifel; wir müssen zu den biblischen Schriftstellern gehen, und sie befragen, die verstanden es besser. Man bedenke, was dem Saul widerfuhr, als er der Prophenschaar begegnete, wie Samuel ihm vorhergesagt hatte (1. Sam. 10, 5), da fiel der Geist Gottes auf ihn, und er weissagte, wie die andern. Die übrigen, welchen es nicht widerfuhr, verstanden das nicht. Man bedenke Bileam's Beschreibung, der auch die Inspiration besser verstand als wir: „wenn mir gleich Balak

sein Haus voll Silbers oder Goldes gäbe, so würde ich doch nicht können übergehen das Wort (wörtl.: den Mund) des Herrn meines Gottes, Kleines oder Großes zu thun (nämlich, was Gott nicht sagt)." So 4. Mose 22, 18. Ferner V. 38: „das mir Gott in den Mund giebt, das muß ich reden." Cap. 23, 12: „muß ich nicht das halten und reden, das mir der Herr in den Mund giebt?" 24, 13: „ich könnte nicht. . . . Böses oder Gutes thun nach meinem Herzen, sondern was der Herr reden würde, das würde ich auch reden." Nun weiß man doch, was in Bileam's Herzen steckte, nämlich das Fluchen. Er hätte gern geflucht, denn ihn gelüstete nach dem Golde, dem Lohn der Ungerechtigkeit (merkwürdig ähnlich wie Judas), aber wenn er seine Flüche ausgesprochen hätte, so wären es keine Gottessprüche gewesen, und somit wäre sein Fluchen werthlos und unkräftig gewesen, das wußte er auch wohl. Ja, er bot alles auf, um den Sinn Gottes zu ändern. Denn zweimal steht im Alten Testament, 5. Mose 23, 6 und Jos. 24, 9, daß Gott auf Bileam nicht hätte hören wollen. Er muß also doch den lieben Gott gebeten haben, fluchen zu dürfen, und zwar in Gottes Namen; wahrscheinlich versuchte er das, als er die feierlichen Opfer gebracht hatte und nun Gott dem Herrn entgegen ging, um die Offenbarung zu empfangen. Das ist nun ganz charakteristisch für die gesteigerte Sünde: sie will Gottes Sinn beugen, er soll ihr den Willen thun, und damit versuchte ja bekanntlich der Teufel Christum, da liegen die Wurzeln des äußersten Verderbens. Aber Gott wies Bileam damit ab, und hier zeigt sich auf's allerdeutlichste, wie scharf die Propheten ihr Herz und Gottes Herz, ihre Gedanken und Gottes Gedanken, ihre Worte und Gottes Worte zu unterscheiden wissen, viel mehr noch, als wenn ich mit jemand spreche und dann doch wohl werde unterscheiden können, was ich spreche und was er spricht. Ferner zeigt sich, daß die Propheten nicht das geringste an Gottes Worten ändern können, weder zusetzen, noch weglassen, wie Bileam sagte, er könne nicht vor dem Munde des Herrn vorüber gehen. Wem fällt da nicht der Schluß der Offenb. Joh. (22, 18. 19) ein, wo Johannes jedem, der zu den Worten des Buchs etwas zusetzt, oder davon abthut, Gottes ewigen Zorn und Strafe bezeugt? So ernst hält Gott darüber, daß Sein Wort und Menschenwort nicht verwechselt und durcheinander gemengt werden, wozu uns die moderne Theologie so gern bereden möchte.

Daraus folgt nun keineswegs, daß Bileam eine Maschine war, als Gott durch ihn die Segensworte sprach. Er hätte sie können verschweigen und unterdrücken, wenn er gewollt hätte. Gott zwingt den Menschen nicht einmal zum Glauben und zur ewigen Seligkeit, folglich auch nicht zum Segnen. Aber wenn Bileam sich geweigert hätte, Gottes Offenbarungen wiederzugeben, so hätte er damit selbst seinen hohen prophetischen Beruf weggeworfen und sich in das offene Verderben gestürzt, das wollte aber weder er noch der König Balak. Es hatte ja freilich bald nachher ein Ende mit ihm, er wurde ganz des Teufels, als er den satanischen Rath gab, Israel durch Weiber zur Sünde zu verführen, aber das war der letzte Grad des Verderbens, es ging mit ihm stufenweise wie bei Judas und Saul. So lange er aber Prophet war, machte das auch seine höchste Ehre und Freude aus. Das fühlt man den Worten ab, mit denen seine beiden letzten Weissagungen beginnen (4. Mose 24, 3. 15): „Es saget Bileam, der Sohn Beors, es saget der Mann, dem die Augen geöffnet sind, es saget der Hörer göttlicher Rede und der die Erkenntniß hat des Höchsten, der die Offenbarung des Allmächtigen siehet, und dem die Augen geöffnet werden, wenn er niederknieet." Das war keine Prahlerei, sondern einfache Wahrheit; diese Worte gehören ja auch schon mit zu der göttlichen Eingebung, können also nicht ohne Gottes Billigung gesprochen sein. Sie zeigen deutlich, daß diese prophetische Gabe, das Schauen göttlicher Gesichte, das Empfangen göttlicher Offenbarungen von Bileam selbst als die höchste Herrlichkeit, die ihn bekleidete, betrachtet wurde, auch da noch, als seine Seele durch die Sünde schon verdunkelt und verkehrt war, nämlich dem Willen nach, ein deutlicher Beweis für die illuminatio imperfecta, d. h., wie Schmid in der ev.-luth. Dogmatik S. 332 sagt: „es kann die Wirkung des heiligen Geistes unter gewissen Umständen sich nur auf das Erkenntnißvermögen des Menschen, nicht aber, wie folgen sollte, auch auf seinen Willen erstrecken, in welchem Falle freilich die Absicht des heiligen Geistes mit dem Menschen nicht ganz erreicht wird. Darum ging Bileam verloren trotz seiner hohen Offenbarungen, aber gezwungen wurde er zum Aussprechen derselben nicht.*)

*) Gezwungen wurde nicht einmal seine Eselin, als ihr der Herr den Mund aufthat, d. h. ihr für diesen Augenblick die Fähigkeit verlieh, ihre Empfindung in menschlicher Rede auszudrücken, um des Propheten Thorheit zu wehren. Sie war da keine Maschine, als sie das that, sondern gab ihrem Schmerz den Ausdruck, den der Prophet verstand.

Es ist überhaupt kein Prophet zum Weissagen gezwungen worden. Jeremias ruft 20, 7: Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen. Jesaia 6, 8, als der Herr fragt: Wen soll ich senden? wer will unser Bote sein? antwortet: Hier bin ich, sende mich.

Wir haben uns also die Inspiration zu denken als eine solche Wirkung auf den menschlichen Geist, bei welcher ein maschinenmäßiger Zwang nicht stattfindet und dem Willen des Menschen keine Gewalt angethan wird. Es giebt auch eine teuflische Inspiration, die ist eine Qual für den Menschen, sie knebelt seinen Geist und thut ihm Gewalt an. Von ihr lesen wir 1. Sam. 18, 10: der böse Geist gerieth über Saul, und er weissagte daheim im Hause, d. h. er sprach Worte, die ihm vom Teufel eingegeben waren. Das war ein schreckliches Weissagen, und nicht wie das 1. Sam. 10, 10 beschriebene, wo der Geist Gottes über ihn kam und Saul auch unter den Propheten war. Damals, unter dem Sonnenlicht der göttlichen Inspiration, war Sauls Seele voller Freude und Friede; jetzt, unter den Schwefelflammen der teuflischen Inspiration, wurde es in seiner Seele immer dunkler und unruhiger. Der arme König fühlte sich so gequält, daß nur Davids Harfenspiel ihm Erquickung verschaffte. Eine solche böse Inspiration scheint auch die der Montanisten und anderer Sekten gewesen zu sein, bei der die Inspirirten in Zuckungen geriethen und mit schäumendem Munde die Worte hervorstießen. Aehnlich bei dem Orakel zu Delphi und andern heidnischen Orakeln, wie auch bei den Besessenen, wenn sie gezwungen Worte sprachen, die nicht aus ihnen kamen. Christus wandte sich bei solchen auch immer an den Geist selbst, der aus den Menschen sprach. Wie heißest du? Legion, denn unser sind viele.

Anders verhält sich's mit der göttlichen Inspiration. Da hören wir die Propheten und Apostel, die es erfahren haben, nur mit großer Freude sprechen. Ezechiel 3, 1 ꝛc. erhält von Gott in der Vision eine Buchrolle, die soll er essen. Und noch dazu war diese Rolle auswendig und inwendig ganz beschrieben, und der Inhalt war ein trauriger, Klage, Ach und Weh. Aber wie die Rolle seinen Mund berührt, ist sie süß wie Honig. Daraus folgt doch jedenfalls unwidersprechlich, daß der Vorgang selbst, den wir Inspiration nennen, die Mittheilung göttlicher Worte an den Menschengeist, für diesen letzteren ein höchst süßer, lieber und angenehmer sein muß. Denn er ist ja ein Act der

Gnade, Gott inspirirt nur, um ein Gnadenmittel zu geben, nämlich sein Wort, wovon der Mensch ja lebt. — Ein zweiter Beweis aus dem Munde eines vollgültigen Zeugen, der es selbst erlebt hatte, daß der Moment der Inspiration ein sehr süßer war, findet sich Offenb. Joh. 10, 8—11. Dort sagt Gott, Johannes solle aus der Hand eines herrlichen Engels, der über Meer und Land Gewalt hatte, ein offenes Büchlein nehmen und es essen (selbstverständlich nicht auf die Weise, wie wir essen, sondern übernatürlich, in der Vision). Dieser Vorgang soll offenbar an Ezechiel anklingen und erinnern, er soll besagen, daß hier dasselbe geschehe, nämlich die Erfüllung des menschlichen Geistes des Propheten mit dem göttlichen Wort, welches er, wie Hengstenberg bemerkt, in sein Innerstes aufnehmen, gleichsam in Saft und Blut verwandeln soll. Und das soll ihn nach V. 11 befähigen, der ganzen Welt zu weissagen. Daraus kann man einerseits sehen, daß das Wiedergeben der göttlichen Worte von den Propheten nicht maschinenmäßig geschah. Denn wie die Speise, die ich esse. ganz und gar meine Natur annimmt, so erklärt sich's, daß jeder Prophet, obschon er unvermischtes Gotteswort spricht und nichts von dem Seinigen hinzuthun darf, doch ganz und gar mit seiner eignen trauten Sprache spricht. Es ist unmöglich, ein Capitel aus Jesaia mit einem aus Jeremia zu verwechseln, und dieses wieder mit Ezechiel oder Daniel. Jeder dieser vier großen Propheten spricht zu uns aus seiner ganzen, scharf geschnittenen Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit heraus, die durch die inspirirende Mittheilung des heiligen Geistes nicht nur nicht gestört oder verwischt wird, sondern noch viel klarer und bestimmter hervortritt wie eine Blume im Sonnenlicht. Andererseits war eben das Buch ganz wie bei Ezechiel schon vor dem Empfangen völlig beschrieben, der ganze Inhalt war nicht in unklaren Gedanken oder unbestimmten Gefühlen, sondern in ausgeprägten Worten vorhanden und so wurde er eingegeben, daher Dr. Kölling ganz recht hat, wenn er mit unsern alten Dogmatikern wieder die Verbal-Inspiration, das wörtliche Eingeben der heiligen Schrift, betont. Nun, wie war also dem heiligen Johannes zu Muthe, als er diese Eingebungen empfing? Deren Inhalt war ja ein sehr schmerzlicher, das wird in der Vision durch das Bauchgrimmen ausgedrückt, aber die Mittheilung selbst, das Empfangen der heiligen Gottesworte war „süß wie Honig". „Es ist," sagt Hengstenberg sehr wahr, „unendlich süß und

lieblich, das Organ und der Sprecher des Allerhöchsten zu sein."

In ganz ergreifender Weise stellt uns das der Prophet Jeremia vor Augen. Sein Prophetenberuf war ihm theuer zu stehen gekommen. Er durfte sich nicht verheirathen, keine Familie gründen; 16, 1: du sollst dir kein Weib nehmen und weder Söhne noch Töchter haben an diesem Orte; denn so hat der Herr gesprochen über die Söhne und die Töchter, die an diesem Orte geboren werden . . . . . an tödtlichen Leiden sollen sie sterben, nicht beklagt noch begraben werden, zu Mist auf dem Felde sollen sie werden, durch Schwert und durch Hunger sollen sie vernichtet werden u. s. w. So furchtbar also war das Verderben und Gottes Zorn, daß das Eheverbot noch eine Art von Schonung war. Vgl. 1. Cor. 7, 26—28. Aber er mußte sich auch des socialen Verkehrs enthalten; 16, 8: gehe nicht in's Haus des Gastmahls, um bei ihnen zu sitzen, zu essen und zu trinken. Er mußte jede Einladung ausschlagen. Das sollte ein Zeichen sein, daß Gott von Jerusalem werde wegnehmen die Stimme der Wonne und die Stimme der Freude, die Stimme des Bräutigams und der Braut u. s. w. Nicht einmal bei Trauerfällen durfte er trösten; 16, 5: geh' nicht in's Trauerhaus, geh' nicht zu klagen und bedauere sie nicht, denn ich habe meinen Frieden von diesem Volke genommen, meine Gnade und mein Erbarmen. So kam es, daß ihn nun alle haßten und ihm fluchten, denn er mußte ihnen allen den Untergang verkündigen. Und so gerieth er in eine große Vereinsamung; 15, 17: ich saß nicht im Verein der Lachenden, daß ich fröhlich wäre, vor deiner Hand (die ihn mit prophetischem Geist erfüllte) saß ich einsam, denn mit Unmuth hattest du mich erfüllt. Diese schwere Last wurde ihm oft zu schwer; 15, 10 ruft er: wehe mir, meine Mutter, daß du mich geboren hast, einen Mann des Streites und Haders für alle Welt. Ja, er verfluchte wie Hiob seinen Geburtstag; 20, 7: Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen, du bist mir zu stark geworden und hast gewonnen, aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich und jedermann verlacht mich. V. 14: verflucht sei der Tag, darinnen ich geboren bin u. s. w. Man lese genau Cap. 20, wie er in der Anfechtung nicht mehr predigen wollte, wie es aber wie Feuer in seinen Gebeinen war, daß er es nicht leiden konnte. Was war nun in diesen furchtbaren Nöthen und Anfechtungen sein starker

Trost, der ihn allein aufrecht hielt? Die Inspiration. Er sagt 15, 16: es fanden sich deine Worte, und ich aß sie, und deine Worte waren mir zur Wonne und zur Freude meines Herzens, denn dein Name war über mir genannt, Herr der Heerscharen.

Mit diesen Worten meint er, wie jeder Kundige weiß, nicht, wie wir, die schon vorhandene Schrift, das Gesetz Mosis oder sonst etwas, sondern die ihm in seinem prophetischen Amte gewordenen Eingebungen, deren Wonne und Süßigkeit eine Welt voll Weh und Schmerz reichlich aufwogen. Es ist wohl kaum je im Alten Bunde ein Schmerz so groß gewesen als der des Jeremia, der mit seinen Augen den Untergang des Gottesreichs, der Gottesstadt, des Gottestempels sehen mußte und der auf den Trümmern Jerusalems diese tiefsten aller Klagelieder, die prophetisch selbst in das Geheimniß des Leidens Christi hineintauchen, im heiligen Geist hervorbrachte. Aber an ihm erfüllte sich das Wort Assaphs: Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch allezeit meines Herzens Trost und mein Theil. Von früher Jugend an, da der Herr die Hand auf ihn legte und seinen Mund anrührte (1, 9) und seine Worte in seinen Mund legte, vom Jahr 629 v. Chr. an bis 561 im höchsten Alter, da Nebukadnezar starb und in der Erhöhung des gefangenen Königs Jojachin durch den Nachfolger der erste Lichtstrahl in das Dunkel des Exils fiel, war die Inspiration das Licht, das ihm leuchtete, der Trost, der ihm alles Leid versüßte, die Kraft, die in allen Stürmen ihn aufrecht hielt.

Ebenso jauchzt David in seinen letzten Worten 2. Sam. 23, 1 ff. Er spricht darin die Hauptsumma seines ganzen Lebens aus, gleichsam das Formal- und Materialprincip seiner Stellung im Reiche Gottes. Das erste war das, daß er ein Prophet war, wie Petrus in seiner Pfingstrede (Apostelgesch. 2, 30) ihn nennt. Er kündigt seine Worte als Gottessprüche an, ganz wie Bileam. Er sagt: „Der Geist des Herrn hat durch mich geredet, und sein Wort war auf meiner Zunge. Es sprach der Gott Israels zu mir, es redete der Fels Israels.“ Er war sich also dessen ganz klar bewußt, daß seine Psalmendichtung nicht eine Naturgabe war, wie bei andern Dichtern, sondern Gabe und Eingebung des heiligen Geistes, so sehr, daß er auch die wörtliche Eingebung nennt, die Verbalinspiration,

grade das, was die moderne Theologie so gewaltig scheut. Denn er sagt nicht blos: der heilige Geist hat mich erleuchtet, beseelt u. s. w., sondern „sein Wort war auf meiner Zunge.“ Ebenso sprechen auch alle andern Propheten. Es sind bestimmte Worte, die Gott ihnen giebt, Worte des Lebens, und diese können sie ganz genau von ihren eignen Worten unterscheiden. Dieses betrachtete David nun als die Krone seines Lebens, und dann das andere, daß die ihm gegebenen göttlichen Worte zum Inhalt, gleichsam als Materialprincip, den Messias hatten, den er so beschreibt: „ein gerechter Herrscher unter den Menschen, ein Herrscher in der Furcht Gottes, wie Morgenlicht bei Sonnenglanz, ein wolkenloser Morgen,“ unter dem dann alles herrlich und wie im Paradiese aufsprossen werde. In der That ist der Messias der Hauptinhalt der davidischen Psalmen, und die Scheidung, die durch den Messias unter dem Volke Gottes bewirkt wird. Das fühlt nun auch wohl die moderne Kritik heraus, und zögert deshalb nicht, dem Propheten und Könige David auch noch seine letzten Worte abzunehmen. Prof. Cornill sagt in seiner Einleitung in's Alte Testament S. 119 ganz dictatorisch: „die sogenannten letzten Worte Davids .... sind Ausdruck des messianischen Gedankens und auf keinen Fall älter als Jesaia.“ Dieser Machtspruch behandelt also sogar das Testament des größten Königs Israels als eine Fälschung. Gewöhnlich pflegt man doch selbst rein weltlicher Könige Testamente ehrerbietiger zu behandeln. Aber der Anstoß liegt den Herren in dem „messianischen Gedanken“, und doch ist selbst die ganze Person des Königs David, seine beispiellosen Leiden und Verfolgungen, seine Erhebung aus tiefster Niedrigkeit zum höchsten Glanze und die ganze Führung seines Lebens nichts als eine prophetische Verkörperung des messianischen Gedankens. War doch grade der Höhepunkt seiner Regierung der Moment, da der Prophet Nathan zu ihm trat und ihm im Auftrage Gottes von „Fernem, Zukünftigem“ die Verheißung brachte, nämlich daß aus seinem Samen der Herrscher kommen solle, der Gottes Sohn selber sein und deß Reich kein Ende haben werde. Zweimal berichtet das Alte Testament davon ausführlich, 2. Sam. 7 und 1. Chron. 17, ein Beweis, welches große Gewicht Gott selbst auf diese Begebenheit legt. Und darauf folgt dieses wunderbare Dankgebet Davids, voll Kraft und heiligen Geistes, mit unendlichen Tiefen, an denen genaue Beachtung sich nicht satt freuen kann. Was Wunder, daß also auch

Davids Psalmen dieses Geheimniß athmen, das so oft bei den Propheten als die „gewissen Gnaden Davids“ gefeiert wird, und wie könnte dasselbe also in seinem Testamente, in seinen letzten Worten fehlen? Aber das hat Cornill, man verzeihe den Ausdruck, richtig gerochen, daß Jesaia, z. B. Cap. 11, an diese letzten Worte Davids anklingt, sowohl in Betreff des wunderbaren Herrschers als in Betreff des wunderbaren paradiesischen Zustandes, den er bringt. Und ebenso rührt Maleachi daran, in dem Abschnitt, wo er den Messias eine „Sonne der Gerechtigkeit“ nennt.

Fassen wir nun das bisherige kurz zusammen. Es geht aus allem hervor, daß die Inspiration ein heiliger Vorgang ist, der sich auf das allerschärfste von der gewöhnlichen Art menschlicher Gedankenentstehung unterscheidet, daß Gott selbst es ist, der die Gedanken und Worte in dem menschlichen Geiste hervorruft, wobei aber der menschliche Geist nicht wie eine Maschine todt ist, sondern in die lebendigste Theilnahme versetzt, mit höchster Ehrfurcht und Scheu, aber auch mit süßester Freude und Liebe erfüllt wird. Ueberhaupt war ja die Theilnahme des menschlichen Geistes der Propheten an den in ihn gelegten göttlichen Worten und Offenbarungen begreiflicher Weise eine sehr große, eben weil sie nicht Maschinen, nicht von Stock und Stein, sondern lebendige Menschen waren. Darum sagt Petrus im ersten Briefe Cap. 1, 10—12 von ihnen, sie hätten eifrigst geforscht, auf welchen und was für einen Zeitpunkt der Geist Christi in ihnen deutete, welcher die Leiden und Herrlichkeiten, die auf Christum treffen sollten, vorher bezeugte. Hier werden deutlich zwei Personen unterschieden: erstens der Prophet selbst, sein menschlicher Geist, der die Inspiration empfing, zweitens der ihn inspirirende Geist Christi, d. h. den Christus hat und sendet. Dieser heilige Geist ist der Lehrer (wie ihn das Alte Testament oft nennt), der Prophet aber ist der Schüler, der die Mittheilungen seines Lehrers mit Ehrerbietung und Freude empfängt und zu verstehen sucht. So unendlich erhaben nun ein solcher göttlicher Lehrer über den menschlichen Schüler ist, so erhaben sind die uns in der Bibel vorliegenden göttlichen Inspirationen über die Gemüther, Geister und Herzen der Propheten und Apostel, die uns mit den Inspirationen gedient haben. Aber diese waren auch ihre eigne höchste Freude, und bewegten sie natürlich viel stärker als uns, die wir sie erst von ihnen empfangen haben. Als der Prophet Jesaia den Moabitern das Gericht

bringen mußte, sehen wir ihn mitten in der Weissagung auf's tiefste bewegt; 15, 5: „mein Herz schreit zu Moab, 16, 9: darum weine ich um Jaeser und um den Weinstock zu Sibma, und vergieße viele Thränen um Hesbon und Eleale (moabitische Städte). V. 10. 11. Ich habe des Gesangs ein Ende gemacht, darum brummt mein Herz über Moab wie eine Harfe und mein Inneres über Kirhares (moabitische Stadt)." Moab war ein reiches Land, ausgezeichnet durch edlen Weinbau; der Prophet sagt nun, er sei es gewesen, der dem fröhlichen Winzergesang ein Ende gemacht habe, aber sein Inneres sei davon schmerzdurchdrungen. Wodurch hatte er denn dem reichen fröhlichen Lebensgenuß der Moabiter ein Ende gemacht? Durch das ihm eingehauchte Gotteswort, welches er aussprechen mußte, und welches der eigentliche Zerstörer Moabs war; und wie die Hand die Saiten der Cither rührt, daß sie rauschend erbeben — sagt Delitzsch — so rührt das Gotteswort die Saiten seines Innern, daß es in tiefen Schmerzenstönen laut wird. Hier gebraucht Delitzsch selber das Bild von den Musikinstrumenten, welches man der alten Kirche so übel nahm. Aber nichts kann einen so tiefen Eindruck machen von der göttlichen Gewalt der Inspiration, als solche Reden der Propheten, wo sie sagen, daß sie nicht blos diese und jene Ereignisse vorausgesehen und zuvor verkündigt haben, sondern vielmehr, daß sie solche gewaltige Begebenheiten, den Untergang von ganzen Völkern und Staaten, und wiederum den Aufbau des Gottesreichs selbst herbeiführen. Das können nun doch die Propheten nicht aus eigner Kraft, sondern nur Gott kann es; da es aber den Propheten zugeschrieben wird, so ist ganz klar, daß das Wort, welches auf ihre Zunge gelegt ward und welches sie mit dem Munde aussprechen, bis in die kleinste Faser reines Gotteswort ohne menschliche Zuthat sein muß, denn nur dieses kann solche Wirkungen hervorbringen. So heißt es bei Hesekiel (26, 19. 20) nicht blos: „so spricht der Herr Herr: Ich will dich (Tyrus) zu einer wüsten Stadt machen .... und eine große Fluth über dich kommen lassen, daß dich große Wasser bedecken (in der That sieht man noch heute bei Tyrus die zerborstenen Säulen, Zeugen verschwundener Pracht, auf dem Meeresboden liegen) ..... und will dich hinunterstoßen zu denen, die in die Grube fahren, nämlich zu den Todten." Nicht blos so wird gesprochen, sondern 32, 18 heißt es: „Du Menschenkind, wehklage über Egyptens Getümmel (Volksmenge, Fülle, Reichthum, Kunst, Pracht, Civilisation u. dgl.)

und stürze es hinab, sie wie die Töchter (=Einwohnerschaften) herrlicher Nationen, hinab unter die Erde zu denen, die in die Grube fahren." Wer ist es nun, der die reiche prächtige Weltmacht Egypten in die Hölle stürzen soll? Der Prophet Hesekiel. Wodurch? Keil sagt: „mit der Wehklage oder mittelst derselben soll er Egyptens Getümmel in die Hölle hinabstoßen. Das Klaglied ist Gottes Wort und hat als solches die Kraft, das zu wirken, was es aussagt." Richtig, und man sieht zugleich, daß dasselbe Gotteswort, welches in des Propheten Munde als allmächtige Kraft den Sturz Egyptens bewirkte, in seinem eignen Herzen inniges Mitgefühl mit dem unglücklichen Lande hervorbrachte und hervorbringen sollte.

Man könnte solche Stellen, die nicht selten sind, eine prophetische Executive nennen. Eine solche haben wir auch Ezech. 43, 3. Da sieht der Prophet die Herrlichkeit des Herrn bei dem neuen Tempel; von ihrem Glanze leuchtet die Erde und ihre Stimme ist wie großes Wasserrauschen. Und dann beschreibt er die Herrlichkeit, sie sei so gewesen, wie damals, „als ich kam, die Stadt (Jerusalem) zu vernichten." Er meint die Cap. 8—11, wo die Herrlichkeit des Herrn ihm ebenfalls erschien und ihn im Geist nach Jerusalem führte, ihm die Greuel des Abfalls dort zeigte, und dann befahl, die Einwohner zu tödten und die Stadt zu verbrennen. Der Prophet sagt nun nicht blos: ich sah, daß die Stadt vernichtet wurde, sondern er sagt: ich kam, um die Stadt zu vernichten. Dazu bemerkt selbst ein ungläubiger Ausleger: der Prophet zerstörte die Stadt durch seine Weissagung, von der die Erfüllung nur die Kehrseite bildete. Daraus geht aber hervor, daß die Propheten sich dessen wohl bewußt waren, daß die Worte, die sie durch Inspiration sprachen, allmächtige Gottesworte waren, eben so allmächtig, als diejenigen, durch welche Gott einst Himmel und Erde, Licht und Meer und alles übrige schuf. Darum hat auch Christus von dem Alten Testament so hoch gehalten, höher als von Himmel und Erde, er betrachtet es von Anfang bis zu Ende als eine einzige große Gottesrede, an der kein Titel vergehen werde, und war so eifrig, es zu erfüllen, daß er bei vielen seiner Werke sagt, er thue sie, „auf daß die Schrift erfüllet werde."

Der Patriarch Jacob verfügt in seinem Segen 1. Mose 49, 7 als Inhaber allmächtiger prophetischer Gottesworte über die ganze Zukunft seiner Söhne. Simeon und Levi sollten zur

Strafe für ihre Thaten das Schicksal erleiden, daß sie zerstreute Wohnungen in Canaan bekamen, aber Jacob sagt nicht: ich sehe voraus, daß das so kommen wird, sondern er sagt: ich will sie zertheilen in Jacob und zerstreuen in Israel. So bestimmt konnte er nur sprechen, wenn das Wort, welches er in seinem Herzen und Munde hatte, Gottes eigenes Allmachtswort war, der die Zukunft nicht blos voraussieht, sondern sie eben durch dieses Wort so bestimmt und gestaltet. Auch Isaac besaß ein solches Allmachtswort, als er Jacob segnete; er wußte wohl, daß er später nichts mehr daran ändern konnte. Er sagt zu Esau: Jacob wird auch gesegnet bleiben. Das Wort war gesprochen, es war Gottes Wort, und so Gott spricht, so geschieht's. Aber Isaac spricht sich über seine Weissagung so aus: Ich habe ihn (den Jacob) zum Gebieter gemacht und alle seine Brüder habe ich ihm zu Knechten gegeben. Er sagt nicht: ich sehe vorher, daß es so werden wird, sondern er sagt: ich habe es so bestimmt, ich habe es in dem Moment, als ich segnete, so gestaltet. Welcher Beweis kann klarer sein als dieser, dafür, daß es wirklich eine Inspiration giebt, da Gott selbst durch den Menschen spricht, da der Mensch, vom heiligen Geiste ergriffen, Worte redet, von denen er selber weiß, daß es nicht seine schwachen, elenden, sündigen Menschenworte sind, sondern lebendige, kräftige, schwertscharfe, allmächtige und allwissende Gottesworte sind? Und so sehen wir die ganze Bibel an. In beiden Testamenten haben wir lauter solche übermenschliche, heilige, wundersame, buchstäbliche Gottesworte, und in diesen Worten wie im Heiligthum wohnend und thronend den wahren, einzigen und lebendigen Gott. Es ist klar, daß ein Christ, der dies von seiner Bibel weiß, sie mit andern Augen ansieht, als die modernen abtrünnigen Theologen, die immer mit der Schlange fragen: Sollte Gott gesagt haben?

In dem entscheidenden vierten Jahre Jojakims, dem Jahre 606 v. Chr., als die siebenzigjährige babylonische Gefangenschaft begann, in dem gewaltigen Wendepunkt in Vorderasien, da der junge Nebukadnezar von Babel, dessen erstes Regierungsjahr das war, die egyptische Weltmacht über den Haufen warf, da mußte Jeremia (Cap. 25) im Geiste den Zornkelch, von dem schon Assaph Psalm 75 geweissagt hatte, aus der Hand des Herrn nehmen und ihn einer Menge von Königen im Umkreise Palästina's (darunter Tyrus, Sidon, Philister, Araber, Edom, Moab, Ammon u. s. w.) reichen, und sie mußten trinken, mochten

sie wollen oder nicht. Das sollte bedeuten: gleichwie Gottes Volk, Juda, durch diesen mächtigen Heidenkönig, Nebukadnezar, zertrümmert werden wird, ebenso sollen alle diese schönen und berühmten Nachbarstaaten von ihm zertrümmert werden, und so geschah es auch. Aber der Prophet sagt nicht: ich sehe voraus, daß es so kommen wird, sondern er sagt V. 17: Ich nahm den Kelch von der Hand des Herrn und tränkte alle diese Völker, zu welchen der Herr mich sandte. Also der Prophet war der eigentliche Zerstörer, die eigentliche Ursache des Untergangs dieser Nationen, und er war es durch das auf seine Zunge gelegte weltregierende Gotteswort. Der stolze Nebukadnezar hätte nichts vermocht, kein Krieg wäre ihm gelungen, keine Schlacht gewonnen worden, wenn Jeremias nicht dieses Wort gesprochen, nicht diesen Kelch gereicht hätte. Und zuletzt mußte der König von Babel selber den Zornkelch trinken, auch sein Reich vernichtete Jeremia durch die Verwaltung des allesbeherrschenden von Gott ihm gegebenen Wortes, wobei ihm nichts klarer war als das, daß er selber von seinem Eigenen nicht das Geringste hinzugethan hatte.

Jeremia war überhaupt einer der mächtigsten Fürsten im Reiche Gottes. Je kleiner er in seinen eigenen Augen war, jung, schwach und verzagt, sich nicht zutrauend, daß er zu predigen taugte (1, 6), und sein ganzes Leben hindurch in Hader und Kampf mit seinem ganzen Volk, ausgesetzt allem Haß, allen Leiden und Verfolgungen — desto höher hob ihn Gott, der ihn nicht blos zu einer eisernen Säule und ehernen Mauer gegenüber den Königen, Fürsten, Priestern und dem Volk von Juda (1, 18) machte, sondern auch (1, 10) zum Oberaufseher über viele Völker und Königreiche, über die ganze damalige civilisirte Welt, mit der Macht, auszurotten und zu zerstoßen, zu vernichten und zu zerstören, aber auch zu bauen und zu pflanzen. Diese gewaltige Macht konnte der vielgeplagte und zum Tode verfolgte Prophet nur ausüben durch das Wort, welches Gott in seinen Mund gelegt hatte, und so wurde ihm immer im Bewußtsein erhalten, daß der schärfste Unterschied obwalte zwischen seiner armen Person, welche so leidend war, daß er einmal wünschte, nicht geboren zu sein, und dem alle Herrlichkeit Himmels und der Erde übersteigenden Schatze, den er in der Inspiration besaß. Die vielgeprüfte Person des Propheten ist von der Erde geschieden und zur ewigen Ruhe eingegangen, das ihm inspirirte Wort aber bleibt und wirkt noch

immer auf Erden wie ein Hammer und Feuer, zerschlagend und zerstörend, aber auch wie eine Segensmacht, pflanzend und bauend. Diesen scharfen Unterschied zwischen der Person der Propheten und den ihnen eingehauchten Gottessprüchen sehen wir auch bei Sacharja 1, 4—6 gemacht: „Seid nicht wie eure Väter, denen die früheren Propheten zuriefen: so spricht der Herr der Heerschaaren: kehret um . . . . . Eure Väter, wo sind sie? und die Propheten, leben sie auf ewig? aber meine Worte und meine Rechte, die ich meinen Knechten, den Propheten gebot, haben sie nicht eure Väter getroffen?" Er will sagen, die Personen der Propheten sind schwache und sündige Menschen, ein' Blum' und fallend Laub, ihr Leben ist ein Hauch, der bald verweht ist, aber die ihnen durch göttliche Eingebung verliehenen Worte, die sie in ihrem prophetischen Amte sprechen oder schreiben, sind ewig jung und frisch, sind Geist und Leben, sind allmächtige Gotteskräfte, die je nach ihrer Bestimmung pflanzend oder zerstörend in die fernste Ferne des Orts oder der Zeit wirken; sie sind Blitze, die durch Jahrhunderte fahren und in ganz andern Geschlechtern dort einschlagen, wo sie zerstören sollten, sie sind Samenkörner, deren Keimkraft allen Wechsel überdauert, und nach Jahrtausenden noch die Früchte zeitigt, die sie hervorbringen sollten.

Das Herz der Propheten wird durch diese göttlichen Reden, deren Diener und Organe sie sind, begreiflicherweise auf's innigste in Anspruch genommen, wie schon berührt. Fügen wir noch einige Beispiele hinzu. Als Jesaia den Unglückstag Jerusalems erschaute, und ihn, wie oben dargelegt, eben dadurch auch prophetisch herbeiführen mußte, sagt er 22, 4: „Schaut von mir hinweg, daß ich bitterlich weine, dringt nicht in mich mit Trösten ob des Verderbens der Tochter meines Volkes." Ja selbst als er den Erbfeind Babel mit Untergang bedrohte (21, 3) sagt er: „Darum sind meine Lenden voll Krampfes, Wehen haben mich erfaßt wie Wehen einer Gebärerin, ich winde mich so, daß ich nicht höre, bin niedergeschreckt, so daß ich nicht sehe. Wild schlägt mein Herz, Entsetzen hat mich verstört, das Nachtdunkel, das mir liebe, hat er mir verwandelt in Beben." Es ist das prophetische Mitgefühl; die Todesängste der untergehenden Nationen übertragen sich gleichsam auf den Propheten, der dadurch in Mitleidenschaft gezogen wird, wiewohl die geweissagten Thatsachen erst Jahrhunderte lang nachher in Erfüllung gingen. Denn Jesaia weissagte dieses um

722 v. Chr., der Fall von Babel aber, den er schaute, ereignete sich 538 v. Chr., also fast zweihundert Jahre nachher, aber vor dem göttlichen Worte schwindet der Zeitunterschied, und darum war die Empfindung des Propheten eine so starke. Jedenfalls ist klar, daß die Propheten nicht wie todte Maschinen ihre Offenbarungen empfingen. — Nehmen wir noch ein Beispiel, wo sich's nicht um Schrecken und Entsetzen, sondern um die allerseligste Freude handelt. Jesaia 61 spricht der Knecht Gottes, der Messias: „Der Geist des Herrn Herrn ist über mir, darum hat mich der Herr gesalbet. Er hat mich gesandt, den Elenden zu predigen" u. s. w. Es ist die Stelle, die Christus an einem Sabbath in der Synagoge seiner Vaterstadt Nazareth vorlas (Luc. 4, 18) und sagte, sie erfülle sich vor ihren Augen, und ihnen mit holdseligen Worten das alles auslegte. Es folgt in dem Capitel 61 der herrliche Wiederaufbau des zerstörten Gottesreiches, paradiesisches seliges Leben vor des lebendigen Gottes Angesicht anstatt der Wüste dieser Welt. Und an dem Schluß des Capitels bricht der Prophet in einen wahren Freudensturm aus: „Ich freue mich im Herrn und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott, denn er hat mich gekleidet mit Kleidern des Heils" u. s. w. (das bekannte Triumphlied der Erlösung). Mag auch hier der zunächst redende der Messias sein, wie Delitzsch sagt, es rede V. 10 kein anderer als V. 3, so war aber die Verbindung zwischen dem Messias, dem Propheten aller Propheten, und seinem Vorbilde, dem Propheten Jesaia (auf dessen Namen = Heil schafft Jehova, in obigen Worten angespielt wird; es ist nur eine andere Zusammenfassung derselben Wortelemente, die wir auch in dem Namen Jesus haben = Jehoschua, d. h. Jehova ist Heil) eine so innige, wie man aus der Vergleichung von Hebr. 2, 13 mit Jes. 8, 17 ersieht, daß das Ueberströmen der messianischen Erlösungsfreude in das Herz des Propheten nicht zweifelhaft sein kann.

Wenn nun zweifellos ist, daß selbst bei der von modernen Theologen verhältnißmäßig noch am meisten als vollgültig anerkannten „prophetischen" Inspiration an ein Aufhören der menschlichen Geistesthätigkeit nicht entfernt zu denken ist, so machen jene sich einer Verleumdung schuldig, wenn sie den alten Dogmatikern wie den heutigen Vertretern einer ernsten, strengen Inspirationslehre vorwerfen, sie lehrten eine „mechanische" Inspiration, bei der jede menschliche Geistesthätigkeit aufhöre.

So sind auch keineswegs die Vergleiche der alten Kirchenväter gemeint, wenn sie die biblischen Schriftsteller, um die Inspiration zu verdeutlichen, in Parallele mit Musikinstrumenten stellen. Athenagoras sagt, daß der heilige Geist sich der Propheten und Apostel bediene wie ein Flötenbläser seiner Flöte. Justin der Märtyrer sagt, daß der heilige Geist sich derselben bediene wie ein Plektrum (elfenbeinernes Stäbchen, womit man die Cither schlug) der Lyra oder Cither. Rohnert (Inspiration S. 96) hat nachgewiesen, daß die frommen Väter damit durchaus nicht sagen wollten, bei der Inspiration verhalte sich der Mensch wie ein todtes, willenloses Werkzeug. Man pflegt zu sagen, jedes Gleichniß hinke. D. h. das Gleichniß und die verglichene Sache können und brauchen nicht in allen Punkten zu stimmen. Aber ein Punkt muß sein, in dem sie genau stimmen, das ist eben der Vergleichungspunkt. Trifft man den nicht, so urtheilt man schief. Wenn Christus das Himmelreich mit einem Netze vergleicht, und jemand wollte darin den Beweis finden, das Himmelreich sei von Hanf oder Bindfaden (man verzeihe die grobe Rede, sie ist nur zur Verdeutlichung), so wird jeder sagen, der Vergleichungspunkt sei nicht recht getroffen, er liege nicht im Stoffe des Netzes, sondern in der Arbeit, dem Fange. Nun, nichts besser ist die oft zu hörende Einrede: da die alten Väter die Apostel und Propheten mit Flöten und Cithern verglichen haben, so hatten sie eine mechanische Inspirationslehre, sie hielten die Männer Gottes für willenlose Werkzeuge, bei denen jede Geistesthätigkeit in dem Act der Inspiration aufhörte. Dawider ist ebenfalls zu sagen, daß der Vergleichungspunkt nicht getroffen ist. Derselbe liegt nicht in dem todten und willenlosen Wesen der Musikinstrumente, sondern darin, daß z. B. eine Flöte den Ton, zu dessen Hervorbringung sie bereitet ist, nicht aus sich selbst hervorbringen kann, sondern sie muß von jemand geblasen werden. So kann ein Prophet, wenn er das, wozu er berufen ist, hervorbringen soll, nämlich Gottesworte, dieses nur in den Momenten thun, wo der Geist Gottes ihn ergreift und durch ihn redet. Hier liegt der Vergleichungspunkt. Bei diesem Act ist der Prophet weder todt noch willenlos, sondern höchst lebendig, aber Gottesworte kann er aus seinem Leben und Geiste nicht hervorbringen, da er nicht Gott ist, das kann nur Gott durch ihn. — Als zweiter Vergleichungspunkt könnte höchstens noch folgender zugegeben werden. Wenn die Melodie: Allein Gott in der Höh' sei

Ehr'! erst auf dem Horn geblasen wird, dann mit einer Flöte, dann auf der Cither oder Harfe, Klavier, Orgel ꝛc. gespielt wird, so bleibt es zwar dieselbe Melodie, aber die Töne sind doch anders und können nicht verwechselt werden. So hört man aus der ganzen Bibel immer nur Eine Melodie heraus: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und hat der alten Schlange den Kopf zertreten. Diese Melodie klingt vom ersten Buch Mose bis zur Offenbarung Johannis, aber bei Jesaia klingt sie mit Posaunenton, in den Psalmen mit lieblichen Citherklängen, im Hohenliede gleich der schmeichelnden Flöte, in den Evangelien wie mit Menschenstimmen, in den paulinischen und andern Episteln in großer Mannigfaltigkeit, in der beide Testamente zusammenfassenden Offenbarung Johannis wie eine Orgel, die alle Stimmen in sich vereinigt. Man kann mit einer Posaune nicht Flötentöne blasen, auf dem Klavier keine Orgeltöne hervorbringen; so konnte Daniel nicht sprechen wie Hesekiel, dieser nicht wie Jeremia, dieser nicht wie Jesaia, Lucas nicht wie Johannes, Johannes nicht wie Paulus. Somit erklärt sich's unschwer, daß Stil und Sprache der biblischen Bücher gar sehr verschieden sind, ohne daß daraus folgt, daß die Bibel nicht lauter Gotteworte enthielte ohne menschliche Zuthat und Trübung. Gott wollte eben durch lebendige Menschen und auf Menschenweise zu den Menschen reden, und darum bediente er sich des menschlichen Geistes der Propheten, um durch ihn seinen Geist, seine Gedanken und Worte zum Ausdruck zu bringen, wobei die menschliche Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Propheten in keiner Weise alterirt wurde.

Denn dieses ist für uns bei diesem ganzen Kampfe die Hauptsache, daß es dabei bleibe: die heilige Schrift ist Gottes eigenstes Wort, und zwar im allerbuchstäblichsten Sinne, wie sie selber es immer sagt. Davon darf die Kirche keinen Fuß breit weichen.

Daß ein wirkliches Gotteswort auf Erden sei, welches, so wie doch Luthers Lieder und Schriften nur von Luther stammen (aus seinem Herzen und Gemüthe, welches immerhin vom heiligen Geiste erleuchtet war), wie Augustinus' Schrift über die Dreieinigkeit und seine Selbstbekenntnisse eben nur aus dem Herzen des wenngleich frommen Vaters stammen — daß im Gegensatz zu diesem allem ein Gotteswort sei, welches überhaupt von keinem Menschen stamme, sondern Gott selbst

und nur ihn zum Urheber habe, während die Apostel, Propheten und andern Männer Gottes, denen die Inspiration widerfuhr, dabei lediglich dienende Werkzeuge waren, doch keine todte, sondern lebendige, die sich dieses ihnen geschenkten höchsten Schatzes und Kleinods in tiefster Ehrfurcht auf's höchste freuten und ihn andern austheilten, sich aber wohl hüteten, Gott dem Herrn in sein Wort hineinzupfuschen, und den edlen Schatz durch eigene Zuthaten zu verderben — daß dieses Gotteswort uns in der Bibel noch vorliege und die ganze Bibel ein solches sei, — daß also die Bibel unendlich hoch über allen andern Büchern der Welt, den frommsten und besten, und ihre Worte so hoch über den schönsten Predigten stehen wie der Himmel über der Erde, ja mehr, wie Gott über den Creaturen, das ist es, um was es sich bei diesem Kampfe um die heilige Schrift handelt, das ist's, was die Bibel selbst deutlich lehrt und die Kirche je und je geglaubt hat, das ist's, was die heutige widerchristliche Welt ganz leugnet, und eine untreue oder furchtsame Theologie einviertel, halb oder dreiviertel leugnet. Der Candidat der Theologie P. Göhre spricht in seinem merkwürdigen Buche: „Drei Monate Fabrikarbeiter" S. 146 nicht beistimmend von Arbeitern, denen der biblische Schöpfungsbericht Quelle der Naturauffassung sei, denen die Autorität der heil. Schrift „gemäß der alten Auffassung von der Inspiration" nicht blos „so weit sie Christum treibet", sondern in allen Dingen gleichwerthig und einschränkungslos sei. Freilich konnte er den Arbeitern, zu denen er in Verstellung kam, auch Christum nicht bringen, da dieser ihm nicht der wahre Gott, sondern nur ein „gottvoller Mensch" ist. Nach dem Göttinger Professor der Theologie Knoke, der ebenfalls gegen den „mechanischen Inspirationsbegriff" zu Felde geht, ist die heilige Schrift „todter Buchstabe" und es bedarf einer lebendigen Persönlichkeit, um sie in Leben umzusetzen. Thut nun ein Prediger das, so ist er ein Prophet und seine Predigt ist Gotteswort und von „gleicher Autorität" mit der Schrift (Grundriß der practischen Theologie S. 112). Hier ist der Unterschied, den wir oben so betonten, völlig verwischt, und das trübende Element, welches jeder Prediger (nicht aber der Prophet) dem Worte Gottes bringt, verkannt, und freilich die eigentliche Inspiration zerstört. Generalsuperintendent Dr. Geß geht in seiner hinterlassenen Schrift über Inspiration die ganze Bibel durch, und sieht sich jedes biblische Buch darauf an, ob es inspirirt sei oder nicht.

In dem Buche Esther kann er den Geist Gottes nicht finden, ebensowenig in der Chronika, das Buch des Predigers ist ihm eine Fälschung, von einem „angeblichen Salomo“; er fragt wörtlich (S. 166): „Wie ist es möglich, von diesem Buche zu rühmen, es sei aus Gottes Geist entsprungen, von Gottes Geist durchathmet?“ Die Sprüche Salomo's zeugen nach Geß „nicht eben von Inspiration“. Er stellt ihnen die Sprüche des schlesischen Dichters Fr. v. Logau an die Seite (S. 170). Die Psalmen sind ihm lange nicht alle inspirirt; er scheidet sich von solchen Christen, die das annehmen. Psalm 90, 130, 139 läßt er gelten, aber, sagt er S. 171, „welches Merkmal göttlicher Einhauchung läßt sich entdecken in 105 und 106?“ Psalm 119 sei „menschliches Machen, nicht Hervorquellen aus Gottes Geist.“ Von den 15 Liedern im höhern Chor (Psalm 120 bis 134) sei nur eines, Psalm 130, inspirirt, die andern nicht, die stehen etwa „Paul Gerhardt's Liedern“ gleich. Bei Psalm 82 zweifelt er, ob er inspirirt sei oder nicht, und entscheidet sich schließlich für das letztere; er stellt auch diesen Psalm auf die Stufe von Kirchenliedern herab, wie das des Decius: „O Lamm Gottes“. Selbst die messianischen Leidenspsalmen finden keine Gnade vor Dr. Geß. Psalm 22, nach dessen Stecken und Stab unser Heiland selbst in der Noth des ewigen Todes, den er für uns schmecken mußte, griff, dieser Psalm, von dem Hebr. 2, 12 sagt, daß Christus selber in ihm das Wort führe; und Psalm 69, den fünfmal das Neue Testament als „die Schrift“, d. h. Gottes Wort anführt, sind nach Dr. Geß nicht inspirirt, nicht Weissagung auf Christum, obgleich 22, 19 sagt: „sie theilen meine Kleider unter sich und werfen das Loos um mein Gewand“; obgleich es 69, 22 heißt: „sie geben mir Galle zu essen und Essig zu trinken in meinem großen Durst“, und obgleich das Neue Testament beides als directe Weissagung auf Christum anführt. Aber Dr. Geß fragt (S. 175): „Sollen wir annehmen, daß die Psalmisten nicht von eigenem Leiden geredet, sondern die des gerechten Königs der Zukunft geschaut und aus seinem Herzen heraus beschrieben haben? Das wäre allerdings eine erstaunliche Inspiration“. Aber er entscheidet sich (aus ganz nichtigen Gründen) dagegen. „Nein, von ihren eigenen Erlebnissen reden diese Sänger.“ Aber Gott hätte es so gefügt, daß das alttestamentliche Leben auf Christum ziele. „Oder will man sagen, Gottes Geist habe zu diesem Zwecke schon auf die alttestamentlichen Sänger bei der Wahl ihrer

Worte eingewirkt? Möglich. Aber diese Einwirkung wäre doch nur zu bezeichnen als Act der Vorsehung, nicht als Inspiration. Denn nicht jede Lenkung der menschlichen Seele im Denken, Begehren, Reden ist Inspiration: die letztere bedeutet die Einhauchung göttlicher Erkenntnisse, sammt den ihnen gemäßen Ausdrucksweisen." So richtig diese von uns hervorgehobene Bemerkung ist, und so sehr wir befriedigt davon sind, daß Geß hier bekennt, zur wahren Inspiration gehöre auch die Ausdrucksweise, das wäre also Verbalinspiration — so schwere Sünde ist es doch, daß Geß es wagt, in offenem Widerspruch gegen das Neue Testament, diesen beiden Sternen erster Größe unter den Psalmen die Inspiration abzusprechen. — Das Hohelied entheiligt er auch. „Springen diese Erkenntnisse aus Inspiration hervor? Nirgends deutet der Dichter eine solche an. Sie werden also vielmehr erwachsen sein aus der Erfahrung, wie seelenvoll eine Sulamith lieben kann." Frivol. Die Bücher Josua, Richter, Samuel, Könige sind ihm auch nicht inspirirt, ihr „Rubriciren ist doch recht menschlich, der Geist des Herzenskenners hätte feiner porträtirt." (S. 180.) Lästerlich. Selbst viel weiter links gehende Theologen, z. B. Cornill, fühlen heraus, daß das Königsbuch von einem Propheten geschrieben ist. Geß findet nur einen Abschnitt in diesen Geschichtsbüchern, der die „Frage erweckt, ob nicht sein Verfasser mehr gewesen sei als ein frommer Schüler der Propheten, nämlich selbst ein Prophet", er meint den Abschnitt über Simson. Für die fünf Bücher Mosis findet er Inspiration nicht nöthig. Die Propheten Haggai, Sacharja und Maleachie kommen etwas besser weg. Den Propheten Jesaia hilft Dr. Geß mit „zersägen" (Hebr. 11), den ganzen zweiten Theil spricht er ihm ab, im directen Widerspruch mit dem Neuen Testament. Im ersten Theil hält er die Jungfrau (7, 3) für die Ehefrau des Propheten und Immanuel für dessen Sohn, im directen Widerspruch gegen das hochheilige göttliche Geheimniß der Gottseligkeit, gegen den Engel Gottes und den Evangelisten Matthäus 1, 23. Sonst kommen die meisten späteren Propheten bei ihm milder weg, er gesteht ihnen noch am ersten die Inspiration zu. Das Buch Hiob beruht nach Geß zum Theil auf Inspiration, zum Theil auf Erdichtung. Am schlimmsten frevelt er gegen das Buch Daniel, dessen Lesung Christus Matth. 24, 15 so angelegentlich empfiehlt. Nach Geß ist das Buch eine Fälschung, deren Urheber in der Makkabäerzeit lebte

und nicht „gegen den Makel eines frommen Betruges zu schützen“ ist. Und dennoch nimmt Geß an, daß diesem Fälscher hohe Offenbarungen geworden seien, die er durch die Fälschung nur noch hätte wichtiger machen wollen, und entschuldigt das mit Davids Ehebruch und Mord. Und Gott soll dazu durch Inspiration die Hand geboten haben. Das ist eine solche Entheiligung des Namens Gottes, die sich nur mit dem Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, davon Daniel zeugte, vergleichen läßt.

Was das Neue Testament betrifft, so erkennt Geß an, daß Christus seinen Jüngern Inspiration versprochen habe („ihr seid es nicht, die da reden, eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.“ „Derselbe wird euch erinnern an alles, was ich euch gesagt habe“); er unterscheidet auch richtig diejenige Wirkung des heiligen Geistes, durch welche wir neue Menschen werden, die Salbung, von der alle Christen Christen heißen, von der eigentlichen Inspiration, die nicht allen zu Theil wird. Diese letztere aber will er durchaus nicht allen Schriften des Neuen Testaments zugestehen. Lucas sage selbst, daß er seine Kunde des Evangeliums von menschlichen Erkundigungen habe, den Antrieb zum Schreiben leite er nicht von Gott, sondern aus eigener Ueberlegung ab. Marcus habe sein Evangelium dem Petrus nacherzählt, und dazu gehöre keine besondere Inspiration, das könnten heutige Prediger auch. Matthäus wäre zwar Apostel gewesen, aber man wisse nicht sicher, ob unser griechisches Matthäus-Evangelium die treue Uebersetzung der apostolischen Schrift sei. Diese drei Evangelien ständen mit einander theilweise in recht erheblichem, betrübenden Widerspruch (ohne daß er auch nur einen einzigen unwiderleglich nachgewiesen hat), daher könnten sie nicht inspirirt sein, weil der heilige Geist sich doch nicht selbst widerspreche. Andererseits hat Geß einen lebhaften Eindruck davon, daß die wunderbare Einfalt, mit der diese drei Evangelisten erzählen, ohne Inspiration nicht möglich sei (S. 124). So zweifelt er denn, und hilft sich mit der vagen Vermuthung, daß zwar unsere Evangelien nicht inspirirt seien, wohl aber die (unbekannten) Gewährsmänner, denen die drei Evangelien nacherzählt seien. Was das Evangelium Johannes betrifft, so sei die Inspiriertheit „zwischen den Zeilen deutlich zu lesen“ (nun, wenn das hier genügt, warum nicht auch bei den drei ersten Evangelien?), mit dem (ersten) Briefe stehe es ebenso. Für das letzte Buch

der Bibel, die Offenbarung Johannis, trete die Bezeugung der Inspirirtheit deutlich auf. Dr. Geß giebt zu, daß der Befehl zum Schreiben vielmal in dem Buche sich finde, daß das Weissagen durch „Verzeichnung in Schrift" geschehe; für die Sendschreiben seien ihm auch „die Worte gegeben", hier sei Johannes nur die „schreibende Hand". Und dennoch wagt er zu sagen, da vieles in dem Buche noch immer „unverständlich" sei, so könne man fragen, „ob es mehr sei als Phantasie". Daß er sich nicht fürchtete vor den Donnerworten 22, 18. 19, in denen noch einmal die Inspiration des Ganzen bezeugt und dem Zusetzenden wie dem Abthuenden das Schwerste gedroht wird! Und dabei zu fragen, ob vieles nur „Phantasie", nur „Blätterfülle sei, die zu Boden fällt"?! — Für die Schriften des Petrus giebt Geß zu, da walte „das Geheimniß der Inspiration", und Petrus bezeuge wieder die Inspiration des Paulus. Pauli eigenes Bewußtsein der Inspirirtheit trete überall hervor, summarisch Röm. 15, 15 (er wage nichts zu sagen, was nicht Christus gewirkt habe), 2. Cor. 13, 2—4 (der in ihm redende Christus), 1. Cor. 14. 37 (was er schreibt, sind Herrengebote), ferner im Galaterbrief und sonst vielfach. Ja, Dr. Geß zeigt hier wiederum ein feines Verständniß von der Nothwendigkeit einer Verbalinspiration: 1. Cor. 2, 13 rede von Worten, die der heilige Geist lehret. Menschliche Weisheit lehre die Ausdrücke wählen nach dem zu hoffenden Effekte, die Ausdrucksweise werde den Stimmungen, Gefühlen, Vorurtheilen, Neigungen und Abneigungen der Zuhörer angepaßt. „Nicht so lehrt der Geist. Ihm kommt es bei der Auswahl der Worte nicht auf das Ueberreden der Hörer, sondern auf das Aussprechen der Wahrheit an. Die bezeichnendsten Worte sind ihm die besten. Bei den Menschen die Klugheit, bei dem Geiste die Einfalt. Also wie Christus selbst, so weiß auch Paulus von Inspiration nicht der Gedanken allein, sondern auch der Worte." Hier äußert sich Dr. Geß sehr vortrefflich; er hätte auch noch auf 1. Tim. 4, 1 hinweisen können: der Geist sagt deutlich, im Urtext rhetos, d. i. disertis verbis, mit ganz bestimmten Worten. Daraus geht hervor, daß der heilige Geist in der Inspiration nicht etwa unklare Gedanken, dunkle Gefühle oder Stimmungen hervorrief, wobei die Propheten nach dem Ausdruck dessen, was in ihnen wallte und wogte, zu ringen hätten, sondern da war alles hell und licht und klar, die Propheten sprechen immer nur von dem Worte

des Herrn, das auf ihrer Zunge liege. — Trotz dieser vorzüglichen Bemerkungen hadert nun aber Geß dennoch mit dem Apostel Paulus über die Beweise Gal. 4, 21 (Abraham und Sarah), 3, 16 (der Same), 1. Cor. 11, 4 (das Kopfbedecken), aus denen er doch gerade umgekehrt die Eigenschaft des göttlichen Wortes hätte herauslesen können und sollen, daß es schärfer ist als ein zweischneidig Schwert und darum auch viel schärfer scheidet und unterscheidet, als das feinste menschliche Denken irgend vermag. Statt dessen spricht er hochmüthig von Irrthümern des Apostels, und hadert mit ihm auch namentlich über Röm. 13, 11 und andere Stellen, wo Paulus von der Nähe des Herrn redet. Die Erörterung dieses Punktes ist bei Geß ungemein oberflächlich; er beachtet weder, daß Paulus nicht blos von der Nähe, sondern auch von der Ferne des Tages des Herrn redet, und daß er beides thun *muß* nach dem Willen Christi, welcher auch bald die Seinen täglich ihn erwarten heißt, bald vom Verziehen des Bräutigams spricht. Wer nur einigermaßen darauf geachtet hat, in welcher Weise Christus die Zerstörung Jerusalems mit dem Weltende verbindet, und wie Petrus ebensowohl die Nähe wie auch die Ferne des jüngsten Tages betont (tausend Jahre wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre), dem müßte es doch unmöglich sein, in dieser sich überhebenden Weise wie Geß von den „Irrthümern" Pauli zu schreiben und sie mit den Schattenseiten einer sonnbeglänzten Landschaft zu vergleichen. Ebenso absprechend bricht er den Stab über die übrigen Theile des Neuen Testaments. Beim Hebräerbrief hat er wenigstens noch eine Ja- und Neintheologie. Erst sagt er, der Verfasser sei schwerlich durch den heiligen Geist selbst in die Tiefe der Wahrheit eingeführt worden; einige Zeilen weiter (S. 130) schreibt er, der heilige Geist selbst sei sein Lehrer gewesen, also das gerade Widerspiel. Aber über den Jacobus- und Judasbrief äußert er sich mit empörender Anmaßung, Jacobus behaupte nicht eine sonderliche Inspirirtheit, und Judas stelle sich bescheiden hinter seinen Bruder, ja er nimmt sich heraus, mitleidig die „naive Treuherzigkeit" zu entschuldigen und zu beschuldigen, mit welcher Judas kritiklos echte Prophetenstimmen nicht habe von unechten unterscheiden können. Er meint die geheimnißvollen Mittheilungen über Henoch und Michael, und beweist damit nur, daß ihm selbst die naive Kritiklosigkeit zur Last fällt, deren er den Bruder des Herrn und das durch ihn uns überbrachte heilige Gotteswort ganz ungerechter Weise zeiht.

Diese Uebersicht ergiebt, daß Dr. Geß die halbe Bibel für nicht inspirirt erklärt, vom Alten Testament die größere Hälfte, vom Neue Testament die kleinere. Wem kann nun ein solches Resultat, welches die halbe Bibel zu Menschenwort machen will, und darin ein schweres Majestätsverbrechen begeht, genügen? Soll das eine Vertheidigung der heiligen Schrift gegen deren Feinde heißen, so trifft hier das Sprichwort wieder ein: Gott bewahre vor den Freunden. Professor Grau schreibt in seinem Vortrag: „Was bleibt vom Alten Testament?" S. 13: „Ob auch manchem der kritische Proceß, in dem eben das Alte Testament sich befindet, den Eindruck machen mag, daß hier alles in Flammen stehe, so soll er doch wissen, daß Gottes Wort eben jener Busch ist, den Moses in Flammen stehen sah und der doch nicht verbrannte. Ja er soll wissen, daß, wie jener brennende Busch das Zeichen war, daß eine Offenbarung des lebendigen Gottes bevorstehe, so auch jetzt diese unerhörte kritische Bewegung im Alten Testament eine Theophanie (Gottes Hervortreten) zur Folge haben wird." Sehr schön, möge sich die Weissagung erfüllen, aber deshalb brauchten doch diese „positiven" Theologen, Grau und Geß, sich nicht zu denen gesellen, die den Busch anzünden! Das haben sie aber beide gethan; es ist recht schmerzlich zu sehen, wie viele Schwefelhölzer sie unter die Bibel gehalten haben.

Dr. Geß ist nicht mehr unter den Lebenden, er war als achtungswerther christlich gesinnter Theologe und Generalsuperintendent bekannt. Wir haben es aber nicht mit seiner Person zu thun, die sei Gott befohlen. Wir wissen, daß von uns Menschen allen das Urtheil gilt: der beste unter ihnen ist wie ein Dorn und der Redlichste wie eine (stachlichte) Hecke (Micha 7, 4). Er hat aber bereits früher über die Person Christi irrig gelehrt und nun als Vermächtniß dieses Buch über die Inspiration hinterlassen, in welchem neben manchem Guten und Beachtenswerthen doch viele schädliche Irrlehren über die heilige Schrift verbreitet werden. In einem werthvollen Aufsatz der „Freikirche" Nr. 5 heißt es, solche Ausführungen berühren besonders peinlich und schmerzlich von lutherischen und positiven Theologen (wie Dieckhoff und eben auch Geß), und geben den offenen Gegnern der heiligen Schrift ein Recht zu sagen, wenn von solcher Seite solche Concessionen gemacht werden, wie will man uns unsern Standpunkt verdenken? Ein ostindischer Missionar hielt einem muhammedanischen Gelehrten die Irrthümer

des Korans und die Wahrheit der christlichen Bibel vor. Da sagte der Muhammedaner: Glaubt ihr, wir wüßten hier nicht, daß christliche Gelehrte in Deutschland die Irrthümer der Bibel aufdecken? Das schrieb der Missionar an Prof. Delitzsch, und dem „gab es zu denken." Dieser Punkt schadet auch dem Guten in der Schrift des Dr. Geß. Vortrefflich ist, was er im ersten Theil derselben über die Kluft sagt, die zwischen dem Neuen Testament und der Literatur der sogenannten apostolischen Väter besteht. Ein Ignatius, Polycarpus u. a. waren theure Gottesmänner, Glaubenshelden und Märtyrer, aber ihre hinterlassenen Briefe sind, mit denen des Paulus verglichen, nur wie ein Schatten. „Ein plötzliches ungeheures Versinken der christlichen Geistesfülle," ruft Richard Rothe aus, indem er diese Literatur mit der apostolischen vergleicht (Geß, S. 68). Mit Recht erklärt Dr. Geß diesen Abstand aus der Inspiration des Neuen Testaments und der mangelnden Inspiration der nachapostolischen Schriften; mit Recht ruft er aus: „Was sind Athanasius, Augustin, Luther u. a. gegenüber Petrus, Johannes, Paulus?" (S. 69). „Ohne die Briefe an die Galater und Römer wäre Luther nicht Reformator geworden." „Grade diese wirkungsmächtigsten Väter haben selbst bekannt, von den Apostelschriften seien sie gezeugt, von ihnen holen sie ihre Wirkungskraft." Die „thurmhohe Erhabenheit" der Schriften des Neuen Testaments über die nächsten Generationen und ihre „Einzigkeit" gegenüber aller nachfolgenden religiösen Literatur weiß also auch Dr. Geß nicht anders als aus Inspiration zu erklären (S. 73). Gewiß, denn an den Personen liegt es nicht. Petrus und Paulus ꝛc. waren allzumal Sünder wie Luther u. a., aber durch jene redete Gott, und das macht einen unendlichen Unterschied gegen die frömmste menschliche Rede, auch wenn sie von erleuchteten Christen stammt. Sehr richtig sagt Prof. Nösgen (der sich nach der erwähnten Mittheilung der „Freikirche" Nr. 5 ebenfalls gegen die Aufstellungen des Dr. Dieckhoff erklärt hat,) die Inspiration sei mit der Erleuchtung gewöhnlicher Christen keineswegs zusammen zu werfen, sie sei eine besondere Ausrüstung behufs einer bestimmten Leistung für den Herrn. „Die Inspiration erfordert demnach nicht die Voraussetzung apostolischer Glaubensgröße oder apostolischen Ansehens in der Kirche für alle Inspirirten, auch ein Barnabas, Markus, Lukas, Judas konnten mit diesem Charisma (Gnadengabe) begnadigt werden." Wenn dies nun aber so ist, wie durfte dann Dr. Geß so absprechend über

das halbe Neue Testament aburtheilen, über Lukas, Hebräerbrief, Jakobus, Judas, denen doch das göttliche Siegel der Inspiration ebenso sichtbar aufgedrückt ist als den andern Theilen? Der Hebräerbrief steht den Briefen Petri und Pauli nicht nach, das Evangelium Lucä tritt nicht zurück hinter dem des Matthäus. Dr. Geß selbst fragt S. 124, ob nicht die Einfalt, mit welcher die drei ersten Evangelisten die tiefe Erniedrigung Christi in Gethsemane und auf Golgatha erzählen, doch jene „Entschränkung und Reinigung, mit Einem Worte eine Inspiration" voraussetzen. Er fragt aber nur. Man beachte nun, daß die erzählenden Theile der Briefe Pauli, z. B. der Bericht über Einsetzung des heiligen Abendmahl 1. Cor. 11, von welchem Paulus selber sagt, daß er ihn vom Herrn empfangen habe, genau so gehalten ist, wie der im Lukas, welcher demnach offenbar denselben Stempel des Herrn trägt, obschon er unabhängig von dem Corintherbriefe ist. Diese Evangelien haben eben eine Weise zu erzählen, eine Weihe und, wie Geß trefflich sagt, Einfalt, wie sie kein Mensch nachmachen oder aus sich hervorbringen kann, daher es eine thörichte Rede war, wenn gesagt ist, zur Enstehung des Evangelium Lucä gehöre nicht so viel oder nicht mehr Geist als zu der des Liedes: Ein' feste Burg. Es ist nämlich ein weitverbreiteter Irrthum, dem auch Dr. Geß Zoll entrichtet, als ob eine inspirirte Rede immer nur die sein könne, in welcher ein besonders hoher Schwung bemerkbar ist. Er sagt S. 398: „Die unwichtigen Notizen in Nehemia 7, 68. 69 und die hochwichtige Erzählung in Jesaia 6 an Inspirirtheit, insofern auch an Werth, einander gleichzustellen, wie ein Calov und Quenstedt uns zumuthen, ist ein Schlag, nicht gegen den gesunden Verstand allein, sondern auch gegen die Ehrfurcht vor Gottes heiligem Geist." Das klingt sehr bestechend, es haben ja auch andere schon spöttisch auf den Mantel (oder die Büchermappe) des Paulus und seinen Rath an Timotheus, wegen Magenschwäche etwas Wein zu trinken, auf die vielen Geschlechtsregister und andere scheinbar trockene und scheinbar wenig erbauliche Sachen in der heiligen Schrift hingewiesen, dazu sei doch keine Inspiration nöthig, das könne man auch wohl ohne den heiligen Geist. So scheinbar das alles lautet, so falsch ist es doch. Gott sieht auch auf das Kleine, er hat die Haare auf unserm Haupte alle gezählt. Er schafft in der Natur die kleinste Mücke, und die Vorgänge in ihrem Leibe, die Infusorien und den Samenstaub wie den Meeressand, nichts ist ihm zu gering,

alles hat seine Bedeutung für das Ganze. Im dritten Buche Mose kommen eine Menge scheinbar kleinlicher Gesetzesbestimmungen vor, von Beulen und Speichel und Kleidern und Fledermäusen, und doch steht immer dabei: Das sprach der Herr zu Mose. Als unser Heiland sagte, man solle Jairi Töchterlein zu essen geben und den gebundenen Lazarus auflösen, so waren das auch keine hohen Worte und große Enthüllungen, aber dennoch waren es Worte Gottes, denn der sie sprach, war Christus, der da ist Gott über alles, und es gilt doch nicht die Ausrede, das habe er nur als Mensch gesprochen, denn die beiden Naturen durchdringen sich, und das Personbildende auch in der menschlichen Natur ist der Sohn Gottes. Wenn Gott einen Strohhalm aufhebt, sagt Luther, das ist mehr, als wenn Alexander der Große die halbe Welt erobert, denn es kommt auf die Person an, welche handelt, und Gott thut auch das Kleinste nicht ohne vorbedachten Rath. Paulus führt Gal. 4, 21 und 3, 16 wichtige Beweise aus alttestamentlichen Kleinigkeiten, 1. Cor. 9, 9 aus dem mosaischen Ochsengesetz, Hebr. 7, 3 beweist vieles sogar aus dem Schweigen des Alten Testaments, freilich wird der Apostel Paulus dafür von Dr. Geß gehörig zurecht gewiesen, das seien Schattenseiten an Paulo, meint er. Er hält es (S. V) des heiligen Geistes für unwürdig, Notizen wie über den Viehbestand der aus Babel Zurückgekehrten (Nehem. 7, 68), Erzählungen wie die der Schandthat von Gibea (Richter 19), die vielen Geschlechtsregister und andere scheinbar wenig erbauliche Dinge zu geben. Das ist nun aber alles höchst verächtlich, leichtfertig und obenhin über Gottes Wort und Verfahren geurtheilt. Die kleinen Haarstümpfchen auf unsern Fingern scheinen unbedeutend und entbehrlich, sind sie aber nicht dennoch von Gott geschaffen? Wenn der Engel Apostelgesch. 12, 8 zu Petro sagt, er solle seine Sandalen anziehen, so sind freilich Sandalen kein großer Gegenstand; haben wir aber nicht wirklich Engelsworte vor uns? und war es des Engels unwürdig so zu sprechen? Dr. Geß würde vielleicht erwidert haben, ja diese kleinen Züge gehören doch mit zu dem Werke der Befreiung Petri. Nun wohl, die ganze Bibel verfolgt freilich nur einen einzigen noch größeren Zweck, ja den denkbar größten für uns alle, die Befreiung und Erlösung unsers Geschlechts vom ewigen Tode; aber diesem großen Zwecke müssen alle Kleinigkeiten mit dienen, jede an ihrem Theile, und das soll niemand verachten. Warum sich über die Geschlechtsregister aufhalten? Wie gut, daß wir

das Geschlechtsregister Christi so genau kennen. Nun können wir doch sein Hervorgehen aus David's Hause, aus dem Stamm Juda, aus Abraham's Samen, aus Adam's und Eva's Geschlecht, also seine wahre Menschheit, auf das klarste überschauen. Ohne den heiligen Geist besäßen wir diese Kenntniß nicht. Und die andern Geschlechtsregister, sowie die Sündenregister des Volkes Gottes, wie setzen sie uns in den Stand, dessen äußere und innere Beschaffenheit deutlich zu erkennen! Darüber kann nur der murren, der die biblischen Zusammenhänge, Gelenke und Verbindungsfäden nicht genau beachtet oder sie mit menschlichem Hochmuth geringschätzig betrachtet. Einer solchen Geringschätzung macht sich Dr. Geß leider auch noch zum Schlusse seines Buches (wie soeben erwähnt am Anfang) schuldig, wenn er S. 423 die „Register von Geschlechtern, Kriegsleuten, Beamten, Reiserouten, mitgenommenem Vieh" nennt und sagt, es sei „unbegründet, sogar gegen die Ehrfurcht, den heiligen Geist damit zu belasten." Noch viel schlimmer und böser aber ist es, wenn er hinzufügt: „Daß diese Belastung der Ehrfurcht widerspricht, muß bei Schmutzgeschichten wie die von Juda und Thamar oder von der Schandthat von Gibea auch blöden Augen einleuchten." Zu diesen hochmüthigen und frevelhaften Worten bemerken wir: es ist in der Bibel durchaus verboten, das Kleine und Geringe, was Gott thut, oder was an ihn glaubt, zu verachten. Sach. 4, 10: „Wer ist, der diese geringen Tage verachte"? wörtlich „die Tage kleiner Dinge", d. h. die ganze Zeit von Darius bis zum Messias, in welcher „alles, was für den Bau des Reiches Gottes geschah, nur klein erschien, obgleich sie (die Zeit) die Keime zu den größten Dingen in sich barg." Matth. 18, 10: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet." Wenn also jemand ein Wort der heiligen Schrift, darum, daß es ihm von zu unbedeutenden Dingen zu sprechen scheint, die doch mit dem Reiche Gottes in Verbindung stehen, von der Inspiration ausschließen will, so handelt er hierin gewiß nicht in dem Geiste dessen, der der Allerverachtetste und Unwertheste wurde, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg. Was anders ist es als pharisäisches Kopfschütteln, wenn die moderne stolze Gelehrsamkeit am Alten Testament wegen der scheinbaren Kleinigkeiten mäkelt, am Alten Testament, welches doch in allen seinen Theilen nach Christi eigner Aussage von Ihm zeuget, ja in welchem Sein Geist redet, und von dem deshalb kein Jota fallen darf? Und wer sind denn die

Mäkler selbst? Lassen wir die heilige Schrift antworten: Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? (Röm. 9, 20). Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest? (Ps. 8). Ja, was ist „ein Mensch, die Made, und ein Menschenkind, der Wurm?“ (Hiob 25, 6). Sind wir nicht alle Kleinigkeiten vor Gott? Ist nicht die ganze Menschheit, die ganze Erde vor Gott nur „ein Tropfen am Eimer?“ (Jes. 40, 15). Wo wären wir alle, wenn Gott von uns so dächte und uns so behandelte, wie die modernen Kritiker, die dann doch auch nur Tröpfchen oder Infusorien im Tropfen sind, Sein heiliges Wort behandeln? Die ganze Erde ist nur ein Stäubchen im Weltall, und doch hat Gott sich herabgelassen, seinen Sohn und seinen Geist ihr zu senden; nachdem wir das erfahren haben, ziemt es uns nicht mehr zu denken, vom heiligen Geiste könne dies und jenes in der Bibel nicht herrühren, weil es nach unsern Begriffen kleine Dinge sind.

Noch schlimmer ist der andere Vorwurf, der heilige Geist dürfe sich nicht in seinem Worte mit den schwärzesten Sünden befassen, es sei wider die Ehrfurcht, ja, es sei „empörend“ (S. VI), den heiligen Geist damit zu belasten. Ja, wenn diese Grundsätze gelten sollten, was würde aus uns werden? Ist nicht allein schon unsere Erbsünde die denkbar schwärzeste? und würden wir nicht ewig verdammt, wenn Gott sich nicht mit ihr befaßt und belastet hätte? Doch nur um der Sünde willen ist der heilige Geist gesandt, ist Gottes Sohn Mensch geworden, um dieses Teufelswerk zu zerstören. Und nun soll er nicht davon sprechen dürfen? Solche Gedanken hatten die Pharisäer auch, als sie murrten: dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. Warum spricht Dr. Geß nur von der armen Thamar, der doch Gott vergeben und sie zur Stammmutter Christi erhoben hat? Warum bringt er nicht auch David's Ehebruch vor? Doch diese Erzählung hält er ja ebenfalls nicht für inspirirt, nur inconsequent genug, bei der Erzählung von Simson's Sünden will er allenfalls Inspiration zulassen. Wie ganz anders redet doch Vater Luther von diesen Dingen. In seiner herrlichen großen Erklärung des ersten Buchs Mose betont er es im 38. Capitel wiederholt, daß die Beschreibung dieser furchtbaren Sünde vom heiligen Geist ausgegangen sei, (ja, er nennt die, welche das nicht beachten, grobe Esel), und daß das habe geschehen müssen, erstens um die schreckliche Macht der Erbsünde zu zeigen, die solche Ausbrüche

hervorbringt; zweitens zu zeigen, daß die menschliche Natur Christi zwar von einem verdammten Fleisch und Geschlecht herkommt, aber in ihm durch den heiligen Geist völlig gereinigt ist; drittens uns allen zum großen Trost, daß Gott dadurch auch von den schwärzesten Sünden eine Reinigung gefunden hat. „Und also," sagt Luther, „steiget der heilige Geist da hernieder mit seinem allerreinsten Munde und redet auch von der scheußlichen Sünde." Welch ein Contrast zwischen Dr. Luther und Dr. Geß! Aber es scheint, als ob diese moderne Theologie es auch bei Christo nicht mehr fassen könne, daß Christus zurechnungsweise der Welt Sünde übernommen und sich zugeeignet habe, ja zur Sünde gemacht sei, so daß außer ihm zurechnungsweise keine Sünde mehr existirt. Hebr. 10, 5—10 lesen wir, daß in Ps. 40 Christus der redende sei. Dort heißt es aber V. 13: Es haben mich meine Sünden ergriffen, daß ich nicht sehen kann. Wo findet man nun wohl heutzutage einen Commentar, der es wagt, dieses von Christo zu verstehen? Selbst Hengstenberg sagt: „Daß der Sänger hier von seinen zahlreichen Verschuldungen redet, bildet einen unwiderleglichen Beweis gegen die direct messianische Erklärung." Delitzsch nicht besser. Dr. Geß ist nach seinem Urtheil über Ps. 69 derselben Meinung. Luther aber lehrt viele Male mit sehr großem Ernst, daß Christus in diesem und andern Psalmen „in einer sündigen Person" rede. Zu Gal. 3 sagt er: „So bezeuget auch der heilige Geist im Psalter mehr denn einmal, daß Christus Sünde habe. Als Ps. 40, da der Prophet in der Person Christi so redet und klaget: Es haben mich meine Sünden ergriffen." Gott der Vater habe „alle Sünden aller Menschen auf ihn geworfen und also zu ihm gesagt: Du sei Saulus, der da verfolgt, gelästert und alle Gewalt geübet hat, David, der die Ehe gebrochen ꝛc, item der Sünder, der den Apfel im Paradies gegessen, der Mörder, der am Kreuz gehangen hat. In Summa, du sollst sein, das alle Menschen sind, als hättest du aller Menschen Sünden allein gethan, darum denke nun, wie du für sie bezahlest und genug thust. Da kommt so balde das Gesetz, klaget ihn an und saget: Da finde ich diesen unter den Sündern, ja der aller Menschen Sünde auf sich genommen hat und sie trägt, und sehe sonst in der ganzen Welt keine Sünde mehr denn auf ihm allein, darum soll er herhalten und des Todes am Kreuze sterben. Dringet also das Gesetze mit seinem

Anklagen und Schrecken mit aller Gewalt auf ihn und erwürget ihn. Durch solchen unschuldigen Tod Christi ist die ganze Welt von Sünden gereiniget und entlediget und derohalben erlöset von dem Tode und allem Uebel. Weil denn nun durch diesen einigen Mittler zwischen Gott und Menschen, Jesum Christum, die Sünde und der Tod weggenommen sind, wäre die ganze Welt wohl allerdings so rein, daß unser Herr Gott darinnen nichts anders sehen könnte denn eitel Gerechtigkeit und Heiligkeit, wenn wir's nur glauben könnten. Und ob auch gleich etwas von Sünden noch übrig bliebe, könnte doch Gott solcher Sünden für dieser klaren hellen Sonnen, welche Christus ist, nicht sehen. Auf jener Seiten ist kein Mangel, denn Christus hat der ganzen Welt Sünde getragen, dafür genug gethan. An uns aber mangelt es, die wir's schwächlich glauben. Wenn wir's völliglich glaubten, so wären wir schon allerdings selig und im Paradies." Wir haben uns nicht versagen können, diese ganze herrliche Stelle im Zusammenhang hieher zu setzen, da dieses goldne Evangelium von der Sündenübertragung aller Welt auf das Opfer Christum und von der Gerechtigkeitsübertragung Christi auf uns auf den deutschen Kathedern so ziemlich verstummt scheint und auch auf den Kanzeln zum Erbarmen selten ist. Sonst würde nicht eine solche Scheu vorhanden sein, die Sündenbekenntnisse der messianischen Psalmen auf Christum zu beziehen. Luther thut es, wie gesagt, ohne Scheu viele Male, z. B. zu 1. Mose 49: „Christus klaget erbärmlich im 40. Psalm, da er saget: Es haben mich meine Sünden ergriffen ꝛc." Zu Jes. 53: „Christus nennet sich einen Sünder in denen Psalmen, als Psalm 40, 13. Ueberall bekennet er die Sünde der ganzen Welt, als ob sie sein eigen wäre." Diese Auffassung der Psalmen ist jetzt fast ganz aus dem „christlichen Bewußtsein" in Deutschland verschwunden, Luther aber steht, wie man sieht, auch hierin völlig auf dem Boden des Neuen Testaments, welches in den Psalmen Christum reden hört, während die „wissenschaftliche" Theologie, wenn's hoch kommt, nur mit verlegener Miene solche Psalmencitate des Neuen Testaments betrachtet. Woher kommt's? Aus demselben tiefen Pharisäismus, mit welchem Dr. Geß glaubt, es sei für den heiligen Geist zu viel, sich mit unserm Sündenschmutz zu befassen. Ja, wenn Gott das gescheut hätte, so wären wir allzumal verloren.

So werthlos, wie also die beiden Maßstäbe sind, nach denen Dr. Geß in der Bibel ein Inspirirtes und Nichtinspirirtes

unterscheiden wollte, eben so werthlos ist seine ganze Verwerfung der halben Bibel, als wäre sie nicht inspirirt. Wir scheiden damit auch von diesem Angriffe, der aber berücksichtigt werden mußte, weil die in demselben, wie in dem Dieckhoff'schen, enthaltenen Vorstellungen leider wie eine Unkrautsaat weit verbreitet sind. Nur einen Punkt berühren wir noch, um daran abschließend anzuknüpfen. Dr. Geß unterscheidet S. 376 die „theophanische" (mit einer sichtbaren Gotteserscheinung verbundene) und die inspirirende Offenbarung (in welcher „Gott selbst, aber durch seinen Geist, die Seelen berührte, so daß die Seelen Worte vernahmen, Gesichte sahen"). Sein Freund Rothe begründet nun die letztere so, daß er sagt: „Das kranke Bewußtsein des Menschen kann nichts richtig auffassen, mithin auch nicht Gottes Manifestation. Deshalb muß noch eine innerliche Erleuchtung durch Gott oder eine Inspiration hinzutreten, eine unmittelbare Hervorbringung von Erkenntnissen im Menschen zum Behuf des richtigen Verständnisses der Manifestation." Sehr wahr, und er hätte als drittes hinzufügen sollen: wenn aber gar eine göttliche Manifestation in Schrift soll gefaßt werden, so gehört erst recht dazu eine göttliche Wirkung, denn litera scripta manet (das Geschriebene bleibt auch für die Zukunft), während blos gesprochene Worte nur an's Ohr der Gegenwart schlagen. Es ist klar, daß wenn die richtige Auffassung göttlicher Dinge ohne den heiligen Geist überhaupt nicht geschehen kann, für den schriftlichen und bleibenden Ausdruck derselben dessen Thätigkeit so zu sagen noch viel nothwendiger und unentbehrlicher ist, als für den augenblicklichen mündlichen, und nur diese schriftgründende Thätigkeit des heiligen Geistes nennen unsere alten Dogmatiker im engeren und strengen Sinne Inspiration. Quenstedt, indem er den Unterschied von Offenbarung und Inspiration erörtert, versteht unter Offenbarung mehr die Enthüllung unbekannter und verborgener Dinge (revelatio est manifestatio rerum ignotarum et occultarum), welche auf verschiedene Weise geschehen könne, unter Inspiration die innere Eingebung der Gedanken beim Schreiben, damit ein Wort Gottes begründet und in Schrift gefaßt werde, mögen die Dinge dem Schriftsteller bekannt gewesen sein oder nicht. Jene, die Offenbarung, konnte der Zeit nach dem Niederschreiben vorangehen, diese, die Inspiration, war immer mit dem Niederschreiben verbunden und hatte darauf Einfluß (haec cum scriptione semper fuit conjuncta et in ipsam scriptionem

influebat). Grade dieses ist den Neueren so anstößig, wie wir es von Kier anführten, die „Lehre, daß die heiligen Schriftsteller beim Schreiben durch ein besonderes Wunder erleuchtet worden sind." Aber grade hierin liegt der Hauptpunkt, denn wenn diese Wunderwirkung, sei es beim Reden oder Schreiben, nicht eintritt, so entsteht kein Gotteswort, sondern nur ein Menschenwort über göttliche Dinge. Dazu kommt, daß umgekehrt eben von der Schrift, nicht von der mündlichen Rede, der biblische Begriff der Inspiration ausgegangen ist. Die Stelle 2. Tim. 3, 15. 16, welche der Ursprung dieses berühmten Wortes ist, nennt das ganze Alte Testament eine Gottgehauchte Schrift (theopneustos, divinitus inspirata). Die Neueren möchten gern auch diesen Ausdruck abschwächend übersetzen: von Gott blos angehaucht, oder höchstens: von Gott durchhaucht. Dann würde nämlich dieses Schriftwort in seiner Entstehung doch wieder nur Menschenwort sein, aber von gewissen göttlichen Segenskräften begleitet oder erfüllt, wie etwa eine gute Predigt, von der man nur im weiteren Sinne sagen kann, daß sie Gottes Wort sei, nämlich wenn sie von demselben abgeleitet ist und dasselbe enthält. Darum ist es eine Herabsetzung der Bibel, wenn man behauptet, sie enthalte blos Gottes Wort, aber sie sei es nicht. Und das ist grade der Lieblingssatz der modernen Theologen, der auf das äußerste bekämpft werden muß. Der Ausdruck theopneustos kann zudem nach seiner grammatischen Bildung nur ein solches Schriftwort bezeichnen, welches durch göttliches Hauchen hervorgebracht ist, also seine Entstehung überhaupt nicht aus dem Menschengeiste, sondern nur vom heiligen Geiste hat. Damit ist dann nicht blos das Daß, sondern auch das Wie der Inspiration angerührt. Darin liegt freilich ein großes Geheimniß, welches bloßer menschlicher Verstand nicht ergründen kann. Jenes Hauchen könnte an den Schöpfungsvorgang erinnern: Gott blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase und also ward der Mensch eine lebendige Seele. Aber dieses Einblasen war ein Schaffen aus Nichts, während bei der Inspiration das Wort Gottes aus Gottes Wesen stammt, und sich nur im Menschengeiste in geschaffene Formen kleidet. Denn Gott muß sich herablassen zum Menschen, wenn er ihm sein Wort mittheilen will in einer für den Menschen verständlichen Weise. Das ist freilich anders als am Schöpfungsmorgen; da Gott sprach: Es werde Licht! da hat er das freilich weder deutsch noch hebräisch gethan, sondern auf göttliche Weise. Und als

Paulus im Paradiese unaussprechliche Worte vernahm, die kein Mensch sagen kann, da war es auch anders als der Inspirationsvorgang ist. Als aber der Herr die zehn Gebote sprach, da muß es in hebräischer, dem Volk verständlicher Sprache geschehen sein, und wenn er mit Mose redete wie ein Mann mit seinem Freunde redet, dann eben auch in den Vorstellungs- und Ausdrucksformen, die Mose geläufig waren. Ebenso wenn Gott durch die Propheten redet oder beim Niederschreiben ihnen sein Wort einhaucht, da muß es in einer dem innersten Wesen der heiligen Schriftsteller conformen Weise geschehen sein, daher alle seine Worte deren Farbe tragen. Doch dem sei, wie ihm wolle, das Geheimnißvolle und Wunderbare dieses Vorgangs können wir ja nicht ergründen, nicht einmal beschreiben, welches letztere nur diejenigen einigermaßen können würden, welche ihn erlebt und erfahren haben. Das aber steht fest, daß wir in der Bibel keine andere Belehrung über ihre Entstehung haben als die, daß der heilige Geist es war, der die Propheten und Apostel und übrigen Schriftsteller der heiligen Bücher zum Schreiben trieb und ihnen Inhalt und Ausdruck, Gedanken in verständliche Worte gefaßt einhauchte, so daß allerdings der wahre Verfasser der canonischen Bücher wenigstens nach ihrer eigenen Aussage nur Gott selber ist. Denn jeder Theologe weiß und jeder Christ kann es wissen, da der Zusammenhang es zeigt, daß Paulus unter der „Gottgehauchten Schrift" das gesammte Alte Testament in allen seinen Theilen meinte; darin folgte er Christo, der ebenfalls, wie jeder Theologe weiß, das gesammte canonische Testament in der uns bekannten Gestalt und sogar Anordnung im Sinne hatte, als er jedes Jota und Häkchen derselben für unvergänglicher erklärte als Himmel und Erde. Diese sind nun bekanntlich nicht Menschenwerk, sondern Gottes Schöpfung, wie viel mehr muß das Alte Testament, von dem Christus so Erhabenes aussagt, Gottes Schöpfung sein, ja mehr als das, weil aus seinem Wesen hervorgegangen. Das Alte Testament wird auch im Neuen gewöhnlich folgendermaßen citirt: Gott spricht, der heilige Geist spricht, der Herr spricht durch den Propheten, oder der Prophet spricht im heil. Geiste, welches alles dasselbe ist. Ja Paulus redet Gal. 3, 8 vom Alten Testament, als ob es ein lebendiges Wesen wäre: die Schrift hat es zuvor ersehen, daß Gott die Heiden durch den Glauben gerecht mache, darum verkündigt sie dem Abraham u. s. w. Kann die Schrift sehen, hören, reden?

So würde Paulus sich nicht ausdrücken, wenn er nicht das wenngleich mit Dinte und Feder geschriebene Alte Testament als ein in Schrift gefaßtes lebendiges Gotteswort ansähe, in welchem Gottes eigenes Wesen sich offenbart. An eine blos menschliche Schrift würde sich Christus in der Versuchung nicht angeklammert haben, da er immer wiederholte: Es stehet geschrieben. Man lebt, wie er sagte, von einem jeglichen Wort, das aus Gottes Munde geht; da er nun im Alten Testament übereinstimmend mit den Juden sogar das ewige Leben fand, so kann er dasselbe auch nur als aus Gottes Munde hervorgegangen betrachtet haben. Anders redet auch das Alte Testament selbst nicht von sich: wo wir irgend etwas über seine Entstehung ausgesagt finden, sei es mündlich oder schriftlich, da ist es immer der Herr selbst, der sie veranlaßt. Jes. 5, 9 heißt es wörtlich: „in meinen Ohren ist der Herr Zebaoth", und dann folgt ein beschworener Gottesspruch des Gerichts. Dazu bemerkt Delitzsch: „In die Ohren sagen bedeutet im Hebräischen nicht (wie bei uns) insgeheim und leise, sondern: in einer allen Mißverstand ausschließenden deutlich vernehmbaren Weise sagen". Der Prophet „vermag Gedanken und Worte seines eigenen Ich von der laut in ihm sich erhebenden Einsprache des Herrn deutlich zu unterscheiden." Jesaias sagt das noch öfter, so 22, 14: „offenbart hat sich in meinen Ohren der Herr der Heerschaaren"; 50, 4. 5: „der Herr weckt mir Morgen um Morgen das Ohr, daß ich höre wie ein Jünger. Der Herr Herr hat mir das Ohr geöffnet und ich bin nicht ungehorsam". Man hat gefragt, wie denn ein Prophet die an ihn ergehende Gottesstimme von der Stimme des eigenen Herzens oder von andern falschen, trügerischen Eingebungen habe unterscheiden können. Es lassen sich ja bis heute auch Teufelsstimmen vernehmen, welche die Menschen in Irrthum, Verbrechen und Wahnsinn treiben. Es kamen ja im Alten Testament oft falsche Propheten, welche, von falschen Stimmen betrogen, Lügen redeten im Namen des Herrn. Jeremia erzählt Cap. 28, daß ein Prophet Hananja, den Gott nicht gesandt hatte, dennoch weissagte und also das Volk betrog. Und daß das nicht blos selbsterdachte falsche Weissagungen waren, sehen wir aus 1. Kön. 22, wo 400 Propheten falsch weissagten, aber verleitet durch einen Dämon. Waren sie nun dadurch entschuldigt? Wodurch waren sie in den Stand gesetzt zu unterscheiden? zürnte doch einer von ihnen,

Zedekia, mit dem Gottespropheten Micha, schlug ihn auf den Backen und sprach: Wie? ist der Geist des Herrn von mir gewichen, daß er mit Dir redet? (V. 24.) Aber gerade diese Mißhandlung bewies sein böses Gewissen, und Micha kündigte ihm auch Strafe an, ebenso wie der Herr Jer. 28 den nicht von ihm gesandten Hananja mit dem Tode bestrafte. Es mußte also eine schwere Schuld vorliegen, welche voraussetzt, daß die wahre Gottesstimme von allen andern Einflüssen auf's klarste zu unterscheiden und ein Verkennen nur durch Sünde möglich ist. Daher das heutige Verkennen der Bibel, das Nichtvernehmen des testimonium Spiritus sancti (Zeugniß des heiligen Geistes), das laut aus ihr redet, eine der schwersten Sünden ist, am schwersten bei den „Männern der Wissenschaft", wenn sie trotz aller Mittel der Erkenntniß, die ihnen zu Gebote stehen, dennoch mit sehenden Augen nicht sehen, mit hörenden Ohren nicht hören. Was Gott redet und thut, ist immer einzig in seiner Art und unverkennbar. Wenn der Herr am jüngsten Tage wird wiederkommen mit allen seinen Heiligen, so wird er nicht erst beweisen brauchen, wer er ist. Und auch in den Tagen seiner Niedrigkeit hieß es immer von ihm: es hat nie ein Mensch also geredet wie dieser Mensch. Nathanael, der nicht glauben wollte, daß aus Nazareth Gutes kommen könne, war, als er ihn sah und hörte, bald zu dem Bekenntniß gebracht: Du bist Gottes Sohn! denn in Nathanael war kein Falsch. Da aber das ganze jüdische Volk nach dem Sehen und Hören nicht in dieses Bekenntniß einstimmen wollte, ging es unter, denn in ihm war Falsch. So ist es nun auch mit der Bibel. Der göttliche Charakter ist ihr so unverkennbar eigen, daß Löhe gewiß Recht hatte, wenn er sagte, auch heute noch würde der Canon nicht anders aufgestellt werden als damals, da es geschah. Diese übermenschliche Hoheit bei aller Einfalt, diese heilige Majestät bei wahrhaft kindlicher Demuth, dieses Wundersüße und doch Herzdurchbohrende, diese verwundende, tödtende und doch wieder heilende, belebende Kraft findet sich so in keinem andern Buche der Erde, ist aber dem Canon in allen seinen Theilen aufgeprägt. Was Psalm 19, 8 ff. vom Gesetze sagt (köstlicher denn Gold und viel feines Gold, süßer denn Honig und Honigseim) gilt nicht blos von den fünf Büchern Mosis, sondern von allen Gotteworten. Wo findet man wohl eine menschliche Rede, die mit so wenigen Worten wie Psalm 2. 87. 110 u. a. eine ganze Welt von Gedanken darbietet?

Jeder Psalm, sagt Delitzsch, hat etwas unergründliches, unendliches. Ja wohl, denn er ist göttlich. Welcher Mensch kann so zum Herzen reden wie Röm. 8 oder 1. Cor. 13 oder eine Sprache wie Evangelium, Briefe oder Offenbarung Johannis hervorbringen? Die Bibel allein hat Worte, von denen man in Wahrheit sagen kann: sie werden dem Menschen zur Speise, sie machen ihn gesund, nehmen ihm den Tod und die Sünde vom Herzen, geben ihm Unschuld und ewiges Leben. Jene jungen Leute wußten wohl, was sie thaten, als sie, gefragt, welches Buch sie mitnehmen würden, wenn sie, lebenslänglich eingekerkert, nur eines wählen dürften, einstimmig sagten: die Bibel. Die Bemerkung, die Dr. Geß machte von dem ungeheuren Abstande der nachapostolischen Literatur vom Neuen Testament, läßt sich auch auf das Alte Testament und die Apokryphen anwenden. Diese letzteren sprechen von recht wichtigen Dingen, z. B. die Makkabäerbücher u. a., aber die Art, wie sie das besprechen, ist so unendlich verschieden von den canonischen, daß man bald fühlt: in diesen letzteren redet der heilige Gott, dort höchstens der gottesfürchtige Mensch.

Es ist deshalb sehr verständlich, wenn wir die Propheten beim Empfange der Inspiration keinen Augenblick zweifelhaft finden, wer mit ihnen rede. „Ich will dem Gottesspruch mein Ohr hinneigen," sagt Ps. 49, 5. Oftmals ist dieser Empfang mit dem Befehl zum Schreiben verbunden. Habakuk 2 beginnt: „Auf meiner (prophetischen) Warte stehe ich und stelle mich hin auf meinen Thurm, und spähe, um zu sehen, was er in mir reden wird, und was ich antworten soll auf meine Zurechtweisung. Da antwortete mir der Herr und sprach: schreibe das Gesicht und mache es deutlich auf Tafeln, damit man es geläufig lesen könne. Besonders merkwürdig ist der Vorgang, welcher Jer. 36 erzählt wird. Im vierten Jahr Jojakim's (d. i. das Jahr 606 v. Chr., in welchem Jerusalem zum ersten Mal von Nebukadnezar eingenommen und u. a. Daniel weggeführt wurde, der allererste Anfang des 70jährigen babylonischen Exils) befahl der Herr dem Jeremia, die bisher zu ihm gesprochenen Gottesworte von Josia's Tagen an (629) aufzuschreiben, und dem Volke, welches sie seit 23 Jahren mündlich und einzeln gehört hatte, als Gesammtheit noch einmal vorzulesen, damit dieser Eindruck es bekehre. Das geschah im December des folgenden Jahres an einem außerordentlichen Fasttage, wahrscheinlich dem Gedächtnißtage der vorjährigen ersten

chaldäischen Eroberung Jerusalems; die Verlesung machte tiefen Eindruck, aber nicht zur Buße, der König verbrennt die Buchrolle, und Jeremia erhält Befehl von Gott, auf's neue die von Gott ihm gegebenen Weissagungen aufzuschreiben. Das geschieht und diese zweite Ausgabe enthielt noch viel mehr Gottesworte.*) Man sieht aus dem Zusammenhange dieser Erzählung, daß der Geist des Herrn beim Niederschreiben nicht blos die Erinnerung auffrischte und treu machte (vgl. Joh. 14, 26!), sondern auch die Auswahl leitete, denn nicht alles, was Gott durch Jeremia geredet hat, sollte und konnte aufgeschrieben werden. Ein solcher Einfluß des heiligen Geistes beim Niederschreiben war durchaus nothwendig, denn weder wäre das („menschlich irrige und fehlsame") natürliche Gedächtniß des Propheten stark und treu genug gewesen, um nichts zu trüben oder zu verfälschen, noch konnte die Auswahl ihm überlassen werden, denn er hätte sicher fehlgegriffen, sondern nach Gottes eignem vorbedachten Plane geschieht das alles. Daher hat denn auch die ganze Darstellung der Bibel diese ungemeine Kürze,

*) Was macht hieraus die moderne Theologie? Sie schlägt Capital daraus, um die Inspiration zu stürzen oder zu durchlöchern. Denn, sagen sie, da schon in der ersten Ausgabe alle Gottesworte standen, die zweite aber noch viel mehr Worte enthielt, so hat Jeremia diese letzteren aus seinem eignen Herzen hinzugefügt, und folglich ist nicht alles, was im Buche Jeremia steht, Gottes Wort. — So wäre denn Jeremia ein Lügner und falscher Prophet geworden, der vieles geschrieben hätte als im Namen und Auftrag Gottes, was Gott ihm doch nicht befohlen hätte. Das sei ferne. Wie steht es denn aber mit diesen Zusätzen der zweiten Ausgabe? Den richtigen Schluß macht der treue Keil. Er sagt: „Hieraus ersehen wir, daß auf der ersten Rolle nicht alle einzelnen Reden vollständig, sondern nur die hauptsächlichsten Bestandtheile seiner mündlichen Verkündigung niedergeschrieben waren." Wir haben schon mehrfach berührt, daß nicht alle mündlich geredeten Gottesworte in Schrift gefaßt sind. Christus hat unzählig viel mehr geredet als uns in den Evangelien aufbewahrt ist (Joh. 21, 25). Ebenso haben die Apostel und nicht minder die Propheten des Alten Bundes wie des Neuen Bundes weit mehr Gottesworte verkündet als geschrieben. Man bedenke nur, was in Corinth jeden Sonntag vorkam (1. Cor. 14, 26). Ja, es hat im Alten Testament sogar prophetische Schriften gegeben, deren Titel wir noch kennen, während die Schriften nicht auf uns kommen sollten. Unsere Väter wußten das sehr wohl und unterschieden deshalb den canon particularis (der nur eine Zeit lang war) und canon universalis (für alle Zeiten und Völker, d. i. unsere jetzige Bibel). Wir werden auch in unserem jetzigen Buche Jeremia lange nicht alle Gottesreden haben, die in den ersten 23 Jahren an ihn ergangen sind, sondern es war eine Auswahl getroffen, welche im Jahre 606 geschrieben wurde, und als diese vernichtet war, ließ der Herr eine größere Auswahl treffen.

und ihre Anordnung dieses Providentielle, welches jedem genaueren Leser so oft auffällt.

Auch Jer. 30, 2 lesen wir einen Befehl Gottes, der Prophet möge alle Gottesworte, die zu ihm geredet seien, über das Heil Israels, aufschreiben. Und nun folgen dieselben Capitel 30 u. 31. Nach 51, 59 ff. muß er im Jahre 595 die göttliche Fluchweissagung über Babel aufschreiben und durch einen Gesandten in den Euphrat versenken lassen als Vorzeichen des Untergangs von Babel. Man sieht, wie wenig der Herr dieses alles der Willkür seiner Propheten überließ, wie sehr Er im Ganzen und im Einzelnen für die Niederschrift Seiner Worte sorgte und darüber wachte, wie sehr es in der Bibel begründet ist, wenn unsere alten Dogmatiker lehren, zu der Entstehung eines aufgezeichneten Gotteswortes gehöre nothwendig ein divinum mandatum und impulsus ad scribendum, ein göttlicher Auftrag und Antrieb zum Niederschreiben, und darauf folgende suggestio rerum et verborum, die Eingebung der Thatsachen mit der Fassung in Worte, denn ohne solche göttliche Sorge würde ein blos menschliches Bemühen den edlen Schatz nur zu bald verderben. Man kann annehmen, daß von den gegen 400 Malen, wo das Wort „Schreiben" in der Bibel vorkommt, bei weitem die Mehrzahl von Niederschrift göttlicher Worte, sei es vom Auftrag dazu oder dem Bericht darüber, handelt. Und das Wort „Schrift" kommt in der Bibel nicht selten vor, aber nur selten von nicht inspirirter Schrift. Besonders zahlreich ist Anfang und Ende der Bibel von Aufforderungen Gottes zum Niederschreiben seiner Worte erfüllt. Das Leben Mosis wird stets von solchen Aufträgen begleitet: 2. Mose 17, 14 muß er schon bald nach dem Auszuge den Angriff Amaleks aufschreiben; 24, 4 soll er wenige Wochen später die Worte des Herrn, welche Bundesgrundlage waren, in das Bundesbuch schreiben; 34, 27 muß er in demselben Jahre nach dem Abfall und der Bundeserneuerung die neue Bundesacte schreiben. Die ganze Einrichtung des Leviticus zeigt die Fortsetzung dieser Thätigkeit im zweiten Jahre. Deut. 27, 3. 8 soll das Gesetz auf dem Ebal auf Steine geschrieben werden. Der künftige König soll (17, 18) eine Abschrift des Gesetzes stets zur Hand haben, und darin täglich lesen. Nach 31, 19. 22 müssen Mose und Josua das ihnen gegebene Lied als Zeuge gegen Israel schreiben. V. 24 beendigt dann Mose die Niederschrift der ganzen Thorah, und sie wird als Heiligthum zur Seite der Bundeslade niedergelegt.

Josua, auf welchen mit der Nachfolge auch das Amt der Niederschrift der Worte Gottes überging, vollbrachte dieses am Ende seines Lebens; 24, 26: „es schrieb Josua alle diese Dinge in das Buch der Thorah Gottes," also ebenfalls als höchstes Heiligthum. Und so geht es durch das ganze Alte Testament; immer sind es Propheten, welchen die heilige Pflicht obliegt, den Worten Gottes die Schriftgestalt zu geben, vgl. Dan. 7, 1. Wenn man alles, was das Alte Testament in dieser Hinsicht sagt, aufmerksam vergleicht, so überzeugt man sich immer wieder, wie sehr der Herr selbst auf die Fixirung seines Wortes bedacht war, und das Unterfangen der neueren Kritik, das heilige Buch des Alten Testaments, dessen Natur und Entstehung so klar und geordnet vor uns liegt, zu einem Sammelsurium zufälliger unordentlicher menschlicher Relationen, Ueberarbeitungen, Interpolationen, Erdichtungen ꝛc. zu machen, erscheint im Lichte eines ungeheuren Frevels, eines wahrhaft gottlosen Greuels der Verwüstung an heiliger Stätte. der von ihren gelehrten Urhebern nicht ohne Gewissensrüge begangen werden kann.

Ebenso steht es mit dem Neuen Testament. Sein erstes Wort ist das Wort „Buch", Matth. 1, 1: „Buch der Geschichte Jesu Christi" (nach dem Grundtext); Marc. 1, 1: Anfang des Evangeliums Jesu Christi. Lucas sagt 1, 3, er habe beschlossen zu schreiben, damit der Leser gegenüber andern Relationen den genauen Sachverhalt erfahre. Joh. 20, 31: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet. Paulus Röm. 15, 15: ich habe geschrieben wegen der Gnade, die mir gegeben ist von Gott; 1. Cor. 14, 37: was ich schreibe sind des Herrn Gebote. Petrus spricht I. 5, 12; II. 3, 1—3. 14—17 von seinen und Pauli Briefen so, daß man sieht, er stellt sie als göttliche Schriften ganz und gar dem Alten Testament an die Seite. Er giebt I. 1, 12 in dem Schreiben an die kleinasiatischen Christen nicht blos dem Paulus, sondern auch dessen Gehülfen, unter welchen auch Marcus und Lucas waren, das Zeugniß, daß sie „im heiligen Geist, vom Himmel gesandt" das Evangelium gebracht haben. Paulus verpflichtete, wie wir sahen, die Gemeinden mit einem Eide, seine Briefe als ein Heiligthum im Gottesdienst vorzulesen. Johannes spricht in seinen drei Briefen achtzehnmal vom Schreiben, und immer mit einer solchen Autorität, daß man spürt, er ist sich dessen klar bewußt, daß er göttliche Rede bringt: wir schreiben euch, daß eure Freude vollkommen sei, ich schreibe euch, damit ihr nicht

sündiget, ich schreibe euch nicht ein neues Gebot, sondern das alte, das ihr von Anfang hattet, es ist das Wort, das ihr hörtet (also doch Gottes Wort), wiederum ein neues Gebot, alles was wahrhaft in Ihm und euch ist; ich schreibe euch, daß euch die Sünden vergeben sind; ich schreibe euch, damit ihr wisset, daß ihr das ewige Leben habet und damit ihr glaubet u. s. w. So kann und darf nur einer schreiben, der Auftrag und Gewalt von Gott hat. Nicht anders steht es mit den Briefen Jacobi und Judä, der Brüder des Herrn, und dem Hebräerbriefe. Von der Offenbarung Joh. sagt Geß S. 430: „Mit welchem Wohlgefallen mochte das Auge eines Calov, Quenstedt, Hollaz auf dem siebenmaligen ‚Schreibe ꝛc.' ruhen in Offenb. 2 und 3! Das ist ja die Inspiration, außer der und über der es für sie keine andere giebt." Dann sagt er, diese beiden Capitel seien freilich „Dictate" des Geistes, hier sei Johannes „nur die schreibende Hand, nicht das selbst eingeweihte Herz". Aber viel höher sei „die Inspiration, kraft deren Johannis und Paulus' Geist den Sohn Gottes erkannt hatten und stetig lehren konnten". Diese Worte sind höchst charakteristisch für die moderne Theologie. Es soll also zwei Arten von Inspiration geben. Wenn es heißt: dem Engel der Gemeinde zu Ephesus schreibe: das sagt, der da hält die sieben Sterne u. s. w., oder wenn es bei den Propheten heißt: so spricht der Herr Zebaoth, und nun folgt die wörtliche Rede Gottes — dann ist das niedere Inspiration. Wenn aber Paulus sagt: Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen — dann ist das höhere Inspiration. Warum nun wohl? Offenbar weil hier das Persönliche des Paulus mehr hervorzutreten scheint. Wenn also recht unverschleiert und unverhüllt sich zeigt, daß Gott redet und der Mensch bescheiden als dienendes Organ zurücktritt — dann ist das niedere Inspiration. Wenn aber das Ich des Menschen mehr im Vordergrunde steht — dann ist das höhere Inspiration. Warum doch? fragen wir noch einmal. Man sollte denken, falls einmal eine solche Classification gemacht werden sollte, müßte es umgekehrt sein. Herrenworte müßten doch auch der Form nach mehr gelten als Dienerworte. Aber hier sieht man, daß der verborgene Trieb dieser Art von Theologie auf einen feinen Menschencultus im christlichen Gewande hinausläuft, es ist die Hauptsünde der letzten Zeit. Sie schließt die Zerstörung der eigentlichen Inspiration in sich. Denn der Trieb

geht dahin, das, was (nach Geß) ein erleuchteter und bekehrter Christ allenfalls auch sagen kann, zum Höchsten zu machen. Diese Theologie hört es offenbar nicht sehr gern, wenn es in der Bibel so oft heißt: Der heilige Geist spricht; ihr seid es nicht, die da reden; so spricht der Erste und der Letzte u. s. w. Es ist derselbe Sinn, der sich einst weigerte dessen, der da redete.

Die Sache liegt ganz anders mit der Offenb. Johannis. Jede Erscheinung pflegt ihr inneres Wesen zuletzt am meisten zu enthüllen. Auch in der Heilsgeschichte ist das so. Erst redete Gott auf mancherlei Weise durch die Propheten, zuletzt durch den Sohn, welcher der propheta maximus (größte Prophet) ist und welcher in der jetzigen Zeit des Neuen Bundes fortwährend vom Himmel redet (Hebr. 12, 25), während die früheren Propheten von der Erde redeten (Joh. 3, 31), obzwar Gottes Wort. Christus offenbarte aber auch zur Zeit seines Erdenwandels seine Person am stärksten gegen Ende desselben in der Verklärung, der Auferweckung Lazari, dem Einzug, den Zeichen bei seinem Tode. So tritt auch in dem Schlußbuche der Bibel, in welchem das gesammte Alte und das sonstige Neue Testament durchklingt, der göttliche Charakter der ganzen heiligen Schrift am hellesten und stärksten hervor. Nicht blos in den sieben Sendschreiben, sondern gleich am Anfang wird das ganze Buch als eine Enthüllung Christi bezeichnet, die Gott Christo gegeben und die Christus durch Sendung seines Engels dem Johannes (mittelst Zeichen und Bildern) angedeutet hat (semainein vgl. Joh. 12, 33; 18, 32; 21, 19). Hengstenberg sagt: „Also mit dem höchsten Gotte hat es jeder zu thun, der diesem Buche sich naht. Daraus ergiebt sich die Mahnung: ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land. Ein Buch, das den höchsten Gott zum ersten Urheber hat, muß in seinen Drohungen schrecklich, in seinen Verheißungen Gegenstand unbedingten Vertrauens sein". V. 3 wird der kirchliche Vorleser des Buchs glücklich gepriesen, 22, 17. 18 die kirchlichen Hörer. Gleich im ersten Capitel treibt Christus zweimal, V. 11 u. 19, zum Aufschreiben des Gesichts an. Dann folgt das siebenmalige „Schreibe", und hierauf weitere Gesichte, für welche der Befehl des Aufschreibens natürlich als fortdauernd zu denken ist, denn 10, 4 wird ihm verwehrt etwas aufzuschreiben, was er doch gehört hatte; so geschieht also auch die Auswahl nach Gottes Willen. Cap. 10, 8 wird ihm eine offene Buchrolle

mit Gottes Worten zu essen gegeben, d. h. er wird befähigt, Gottes Worte niederzuschreiben, es ist die suggestio rerum et verborum. Cap. 14, 13 heißt es wieder: schreibe! 19, 9: schreibe! und in demselben Verse: dies sind wahrhaftige Worte Gottes; 21, 5: schreibe, denn diese Reden sind treu und wahrhaftig! das soll nach dem Sprachgebrauch beider Testamente dasselbe heißen, es seien Worte Gottes; 22, 6 wird wieder dasselbe gesagt. Cap. 22, 18. 19 werden jedem, der zu den Worten des Buchs zusetzt oder davon wegnimmt, die schwersten, ja ewige Strafen angedroht, das kann natürlich nur geschehen, wenn diese Worte das allerhöchste Heiligthum sind, wenn sie so heilig sind, wie Gott selbst es ist, ja, wenn Gott in ihnen ist. Von dem, was nun hier in dem Schlußbuch der Bibel mit so scharfer Betonung gesagt ist, muß nothwendig der Schluß gemacht werden auf das Ganze der Bibel. Denn dieselbe Warnung steht am Anfang der Bibel und ist auch daher genommen. Der Anfang der Bibel ist der Pentateuch, die fünf Bücher Mosis, und im letzten derselben, 5. Mose 4, 2 heißt es: ihr sollt nichts dazu thun, das ich euch gebiete, und sollt auch nichts davon thun; 13, 1: du sollst nichts dazu thun noch davon thun. Und im dritten Theil des Alten Testaments, Spr. 30, 5. 6: „Alle Worte Gottes sind durchläutert. Thue nichts zu seinen Worten, daß er dich nicht strafe." Es ist ja auch allgemein bekannt und hier schon erwähnt, daß Christus und alle Apostel das gesammte Alte Testament in diesem unverbrüchlichen und unantastbaren Sinne höchster göttlicher Heiligkeit betrachteten, und daß in diesem Sinne von Unterschieden in der Inspiration nicht die Rede sein kann. Die Offenbarung Johannis ist nun aber so erfüllt von indirecten Citaten und Hinweisen auf das gesammte Alte Testament und Neue Testament, daß man wohl gesagt hat, es sei kaum ein Vers, der nicht auf irgend etwas der Art hinweise. Die Posaunen, die Schalen, der Zornkelch, die Plagen, das Thier und hundert andere Beziehungen gründen im Alten Testament. Aber wie oft wird auch auf das Neue Testament hingeblickt: 1, 2 auf die Evangelien, 1, 4. 6 schlagen den paulinischen Briefton an, V. 6 auch den petrinischen, die Sendschreiben sind voll von neutestamentlichen Erinnerungen. Sehr richtig sagt Hengstenberg zu 22, 18: „Es ist nicht zufällig, daß dieselbe Warnung gegen den Schluß des letzten Buchs des Canons vorkommt, dessen Verfasser klar erkannte, daß er die Aufgabe hatte, den

Canon abzuschließen. . . . . Die in dem ersten und dem letzten Buche (der Bibel) ausgesprochene Warnung (nichts zuzusetzen und nichts abzuthun) gilt der Sache nach auch für alles, was dazwischen liegt" (d. h. für das gesammte Alte Testament und Neue Testament).

Es müssen also die Erkenntnisse, die man aus der Offenbarung Johannis über das Wesen der Inspiration gewinnt, auf die andern Schriften mit angewandt werden, überhaupt muß man, um eine möglichst klare Vorstellung von der Inspiration zu gewinnen, alles zusammennehmen, was sich in der Schrift zerstreut findet, denn die einzelnen Mittheilungen ergänzen sich; es heißt auch für diesen so wichtigen Punkt: scriptura scripturam interpretatur (man soll Schrift durch Schrift auslegen). Wenn in dem letzten Buch der Bibel die göttliche Urheberschaft und Autorität ganz besonders stark hervortritt, so fehlt es daran auch in den andern Büchern nicht (die Propheten: so spricht der Herr! Paulus: das sagen wir euch als ein Wort des Herrn), und wenn es nicht vor jedem Verse der Bibel heißt: so spricht der Herr, oder: das hat der heilige Geist eingegeben, so ist das auch nicht nöthig und es folgt nicht daraus das Gegentheil, sondern es wird eben auf verständige und willige Leser gerechnet. Wenn in manchen Theilen der Schrift das menschlich Persönliche stark hervortritt (z. B. in den Episteln, 2. Cor. 6, 11: o ihr Corinther, unser Herz hat sich zu euch aufgethan, unser Herz ist weit), so fehlt es daran auch bei den alttestamentlichen Propheten*) und in der Offenbarung Johannis nicht, 1, 4: Johannes den sieben Gemeinen in Asien: Gnade sei mit euch und Friede u. s. w. (ganz wie Paulus, die Offenbarung wird dadurch zu einer Epistel); ferner 1, 9: ich Johannes, euer Bruder und Mitgenosse an der Trübsal und am Reich und an der Geduld Jesu Christi (wie Phil. 1, 7 und 1. Petri 5, 1). Es ist daraus zu schließen, daß die ganze Offenbarung eben so herzlich und persönlich gemeint ist, wie die drei Briefe Johannis und überhaupt die apostolischen Episteln. Dieses menschliche, brüderliche Reden hebt die volle Inspiration nicht auf. So wie

*) Es kommen im Alten Testament bei den Propheten ganz persönliche Bitten, Klagen und sonstige Gefühlsäußerungen vor, Wechselgespräche mit Gott, ja Jer. 12 eine Rechtserörterung des Propheten mit Gott. Zu dem allen bewegte sie der heilige Geist, der am allerwenigsten, wie man sieht, das menschliche Gemüth in Fesseln schlägt, vielmehr es erst recht frei macht und es zu ganz persönlichem Herzensumgang mit Gott befähigt.

Christus auch in den Momenten, wo er den Jüngern die Füße wusch und ihnen diente, herzlich und menschlich brüderlich als mit vertrauten Freunden und Brüdern umging (selbst mit Judas, Psalm 55, 14. 15), doch niemals bloßer Mensch war, niemals aufhörte, der ewige Gott zu sein — eben so ist es mit der Schrift. Wenn der heilige Geist die Apostel zum Schreiben bewegte und mit Seinen Gedanken und Worten erfüllte, so sollte dadurch das menschliche Ich keineswegs aufgehoben, sondern im Gegentheil mit allen seinen Verstandes- und Herzenskräften erst recht lebendig und thätig gemacht werden. Umgekehrt darf man auch da, wo die Propheten und Apostel am allerpersönlichsten von ihrem eigenen Ich sprechen, wie so oft, am wenigsten denken, daß dabei die Inspiration unterbrochen werde oder nicht nöthig sei. Daß sie auch bei der einfachsten Geschichtserzählung stets vorauszusetzen ist, dafür haben wir ja das Zeugniß Christi und überhaupt des Neuen Testaments schon kurz in's Auge gefaßt; Matth. 19, 5: (der Schöpfer) sprach, und nun folgt 1. Mose 2, 24; ferner Hebr. 4, 4: (Gott) sprach vom siebenten Tage also: und Gott ruhete u. s. w., es folgt die Erzählung 1. Mose 2, 2. Es geht hier nicht, weiter darauf einzugehen; freilich sind dies alles sehr wichtige, lehrreiche und interessante Punkte, und es wäre dringend zu wünschen, daß ein erfahrener Theologe alle Schriftaussagen von der Inspiration auf das eingehendste und gründlichste untersuchte; Gott wolle einen solchen erwecken.

Wir eilen nun zum Schlusse und sammeln vorher noch einmal das Ganze.

1. Inspiration ist diejenige Thätigkeit des heiligen Geistes im Menschengeiste, durch welche ein wirkliches Gotteswort entsteht, welches aber, gleichwie es für Menschen bestimmt und in ihrer Sprache und ihren Denkformen gefaßt ist, so auch durch Menschen ausgesprochen oder niedergeschrieben wird. Im engeren Sinne spricht man von Inspiration, wenn sich's um die Herstellung des Schriftwortes handelt. Doch ist die Thätigkeit des heiligen Geistes in beiden Fällen ganz dieselbe*).

*) Denn das wundersame Wirken des heiligen Geistes geht im Innern der Redenden oder Schreibenden vor. Jeremia dictirte die ihm gegebenen Gottesworte seinem frommen Freunde Baruch, einem geschickten Schreiber, für dessen Thätigkeit nur sehr große Sorgfalt, nicht Inspiration, behauptet wird. Auch Paulus hatte fromme Christen zu Helfern, denen er seine Briefe dictirte; wir kennen sogar den Namen dessen, welchem Paulus in Corinth

Er giebt die Anregung und den Auftrag zum Reden oder Schreiben, er ruft in dem menschlichen Geiste die Gedankenreihen sammt ihrem Wortausdruck hervor, und somit ist er eigentlich der Redende, wie auch Christus, zunächst für gewisse Fälle, verhieß: ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet. Seit dem Sündenfalle fand diese Thätigkeit statt, aber vor der Sündfluth (z. B. in Henoch und auch lange nachher, bis Moses) wirkte der heilige Geist nur durch mündliche Rede, und die so gewonnenen Gottesworte wurden von Mund zu Mund weiter überliefert. Wegen der Abnahme des Lebensalters und der Gedächtnißkraft und seit Erfindung der Schreibekunst wurde dieses Mittel zur Fixirung der gesprochenen Gottesworte benutzt. Die Anregung dazu und der Anfang damit ging ebenfalls von Gott aus. Den ersten Fall des Aufschreibens geredeter Gottesworte, den wir sicher kennen, bilden die zehn Gebote, geschrieben vom Finger Gottes und niedergelegt in der Bundeslade. Von da an finden sich wiederholte Befehle an Mose, das zu ihm Geredete niederzuschreiben, und zwar zum Zweck gottesdienstlicher Vorlesung, und aufbewahrt an einem Ort neben der Bundeslade. So sind die Anfänge der Bibel entstanden und so ist auch die Fortführung durch beide Testamente geschehen bis einschließlich der Offenbarung Johannis mit ihrem zwölfmaligen: Schreibe! Seitdem hat diese specifisch inspirirende Thätigkeit zur Entstehung unmittelbarer Gottesworte aufgehört. Wir besitzen somit in der heiligen Schrift ein Buch, welches von allen

den Römerbrief dictirte. Die Schlußworte pflegte er eigenhändig zu schreiben, nur den Galaterbrief scheint er ganz geschrieben zu haben. Von diesen Originalen wurden dann zahlreiche Abschriften genommen, die, wie auch jetzt die Bibeldrucke, sehr sorgfältig gearbeitet worden sind, ohne daß hierbei von Inspiration die Rede sein kann. Dadurch sind einzelne kleine Beschädigungen des Originaltextes eingeschlichen, die aber meistentheils erkennbar sind, und über denen Gottes Vorsehung so gewacht hat, daß sie den Sinn nicht entstellen. In wenigen einzelnen Fällen scheint allerdings sectirerische Bosheit eine Fälschung versucht zu haben, aber auch dabei fehlt es nicht an Spuren, wie das zusammenhing. Eins der merkwürdigsten Beispiele ist die Weglassung des Himmelszeugnisses der Dreieinigkeit (1. Joh. 5, 7. 8) in den ältesten vorhandenen Handschriften des Neuen Testaments aus dem 4. Jahrhundert (während jüngere die Stelle unversehrt haben), wobei arianische Einflüsse gespielt zu haben scheinen. Gottes Vorsehung hat uns aber die Schrift des Bischofs Cyprian († 258) über die Einheit der Kirche erhalten, aus der man sieht, daß in seiner Handschrift, die also aus dem 3., wo nicht 2. Jahrhundert stammte, noch älter als unsere ältesten, die berühmte Stelle zu lesen war.

andern Büchern und Schriften in der Welt specifisch verschieden ist, ein Werk, von dem wir sagen können: dies ist Gottes Wort, dies sind wahrhaftige Worte des lebendigen Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat — einen Schatz, der auch unendlich viel größer und werthvoller ist als Himmel und Erde und alles, was darinnen ist, (Matth. 5, 18. 24, 35), denn Gottes Wesen ist in diesen Worten, und sie sind der Abdruck seines Wesens. Das kann man von keinem andern Buche der Welt sagen, und auf der Geltendmachung und Festhaltung dieses Unterschiedes beruht so recht eigentlich die Reformation. Von guten Predigten, Kirchenliedern, Schriften der Kirchenväter, Reformatoren und anderer frommer Christen kann man nur sagen: sie enthalten Gottes Wort, nämlich wenn die Gedanken, in denen sie sich bewegen, aus der unmittelbaren Offenbarung, die in der inspirirten Schrift vorliegt, geschöpft sind. Dieser unterscheidende rein göttliche Charakter der Bibel bewirkt nun das Universale, was sie vor allen andern Schriftwerken voraus hat, sie allein dringt in die fernste Vergangenheit und die fernste Zukunft, sie überblickt Anfang und Ende aller Dinge, bringt das Erste und das Letzte, umspannt das Gewaltigste und das Geringste, enthüllt das Höchste und das Tiefste; ihr ist nichts zu klein und nichts zu groß, wir finden Stellen in der Bibel, die wie mit Einem Blicke die innerste Gegenwart und die in ihr schon keimende letzte Zukunft durchschauen und überschauen. Joel z. B. kündigt eine bevorstehende Heuschreckenplage an, aber mit Worten, in welchen die spätere chaldäische Invasion, ja die antichristliche Noth der Endzeit durchblickt. Diese letzten Ereignisse der Weltgeschichte finden sich in der Bibel oft unter dem Schleier einer näher liegenden Zukunft verborgen und doch angedeutet. So kann überhaupt ein Mensch nicht reden, das kann nur Gott. Göttlich ist die schon erwähnte ganz ungemeine Kürze, die mit Beiseitelassung aller Nebenmomente nur das Eine große Ziel im Auge behält.*)

*) Jeremia mußte (Cap. 13) zweimal an den Euphrat reisen, das eine Mal, um einen weißen Gürtel dort zu verbergen, das andere Mal nach langer Zeit, um ihn wieder zu holen. Nun ist das doch eine nicht ganz unbedeutende Reise, die jedesmal mehrere Monate erforderte, und auf diesen Reisen hat er wohl mancherlei erlebt. Ein Menschenkind nun würde die Zurüstungen und Ereignisse der Reise nicht übergangen haben, die göttliche Inspiration aber läßt solches nicht zu, es liegt ihr nur an dem Gürtel, welcher als prophetisches Symbol Israels Zustand und sein Exil ankündigen sollte.

Göttlich ist ferner diese ganz unvergleichliche Kraft und Ruhe, die über alle Theile der Bibel selbst bei den bewegtesten Momenten ausgegossen ist, und die so stillend auf das unruhige Menschenherz wirkt. Selbst die Gottlosen geben von ihr Zeugniß. Der frivole Dichter Heine mochte, obwohl nicht ernstlich bekehrt, doch zuletzt nichts mehr lesen als die Bibel, alles andere kam ihm schaal und fade vor. Diese Erfahrung kann ja jeder Mensch täglich machen. Wenn ein Verzagter, Niedergedrückter, Verzweifelnder zur Bibel greift, mit Ueberwindung des angeborenen Widerwillens, (den jedes erbsündliche Herz gegen das heilige Gotteswort hat) und hält eine Weile mit Lesen an, so wird er bald spüren, daß eine neue Kraft ihn durchdringt, hebt, speist, erfrischt, erneuert, und er wird sich's selbst sagen, das kam von Gott. Sehr merkwürdig ist die Aeußerung Abrahams über die Göttlichkeit der Bibel an den reichen Mann. Derselbe begehrte von ihm, daß Lazarus in seines Vaters Haus zu seinen fünf Brüdern entsendet werden möge, um ihnen von dem doppelten Jenseits und dem Umschlag in jener Welt Kunde zu geben. Abraham verweist ihn auf das Alte Testament. Der reiche Mann ist damit nicht zufrieden: ein Todter soll kommen und berichten, was er gesehen und gehört hat, dann, meint er, werden die Brüder Buße thun und glauben. Abraham verneint das. Er schätzt die Kraft der Bibel zur Hervorbringung des Glaubens höher als den Bericht eines auferstandenen Todten. Nun wäre dieser letztere Bericht gewiß wahr und zuverlässig gewesen, er wäre auch eine „Offenbarungsurkunde" gewesen, wozu die moderne Theologie die Bibel gern ausschließlich machen möchte. Denn diese „Halben" wollen ja Offenbarungsthatsachen anerkennen, nur der Bericht davon in der Bibel soll rein menschlich sein, er soll nicht inspirirt sein. Warum nun aber stellt Abraham die Reden Mosis und der Propheten höher als diejenigen eines auferstandenen Todten, was doch Moses und die Propheten nicht einmal waren? Jedenfalls standen die Offenbarungen der Herrlichkeit Gottes, die Lazarus im Himmel sah, denen nicht nach, die Moses und die Propheten auf Erden gesehen hatten. Warum zieht nun doch Abraham den Offenbarungsbericht Mosis und der Propheten in Bezug auf glaubenerweckende Kraft vor? Darum thut er es, weil durch Mosen und die Propheten Gott selbst redet, während die Reden des auferstandenen Lazarus nur menschliche Reden von göttlichen Dingen gewesen wären. Abraham kennt keine

gewaltigere Kraft, das stolze, trotzige Menschenherz zur Buße zu beugen, und das verzagte mißtrauische Menschenherz zum Glauben zu bringen als die, wenn Gott selber das Wort ergreift und seiner Creatur zum Herzen redet; wen das nicht bekehrt, den bekehrt nichts, denn über Gott ist nichts. Auch in dieser erschütternden Erzählung Christi wird völlig offenbar, was wir an der Bibel haben und warum sie inspirirt sein mußte.

2. Soweit die göttliche Seite der Schrift. Die sogenannte menschliche Seite sehen wir sich heutzutage einer besonderen Beliebtheit erfreuen. Man wirft der älteren Zeit vor, sie habe dafür kein Verständniß gehabt, sie habe zu ausschließlich die göttliche Seite bevorzugt, sie habe die Bibel als ein „vom Himmel gefallenes Buch" betrachtet. Der rechte Ausdruck der Wahrheit sei: die Bibel ist ein gottmenschliches Buch! alles in ihr sei göttlich und alles menschlich. Ja, es kommt dabei nur darauf an, was das heißen soll. Darauf werden eben die verschiedensten Antworten gegeben. Nehmen wir ein Beispiel. Wie kam Paulus dazu, seinen Römerbrief zu schreiben? Manche denken sich's so: er war drei Monate in Corinth, etwa im Jahre 58, er trug sich mit Plänen, weiter nach Westen vorzudringen, über Rom nach Spanien zu reisen, eine sich darbietende Gelegenheit benutzte er, um der römischen Gemeinde brieflich sich anzumelden, und dabei schrieb er denn ausführlich über das Evangelium, das seine Seele erfüllte. Das wäre denn kein eigentliches Gotteswort, sondern ein rein menschlicher Brief, wie ihn auch heute fromme Christen schreiben, nur daß Paulus als Apostel ein größeres Gewicht hat; gottmenschlich aber könnte man einen solchen Brief nur in dem Sinne nennen, als der Inhalt göttliche Dinge betrifft. Diese Auffassung, bei welcher der Annahme von Irrthümern nichts im Wege steht, scheint aber unter den heutigen Evangelischen die verbreitetste zu sein, während die alten Lutheraner sie eine römische nannten und entschieden bekämpften. — Anderen ist dieses allerdings zu wenig, sie nehmen einen directen göttlichen Antrieb an, und auch das, daß der heilige Geist im Herzen des Apostels den Inhalt im Allgemeinen andeutete, während die Ausführung im Einzelnen und die ganze Form dem Apostel überlassen blieb. Bei dieser Auffassung würde das Wort „gottmenschlich" eine Art Compagniegeschäft bezeichnen, wie wir es früher nannten, eine Theilung der Arbeit zwischen Gott und Mensch, Gott giebt die Directive, und der Mensch bringt sie zu Stand und Wesen.

Auch dabei könnten Irrthümer in Menge mit unterlaufen; diejenigen, welche das nicht wollen, nehmen dann noch eine bewahrende Thätigkeit des heiligen Geistes an, welche, wenn der menschliche Geist etwas irriges sagen wollte, das nicht zuließ. Indessen ein nach dieser Auffassung entstandenes Schreiben könnte man doch eigentlich auch nicht ein Gotteswort nennen. — Das fühlen wieder andere und wollen dem näher kommen, indem sie annehmen, daß der ganze Brief dem Apostel in's Herz gegeben sei, aber in einer höheren so zu sagen göttlichen Denk- und Sprechweise, die dann der Apostel in's Griechische übersetzte. Das hätte eine Aehnlichkeit mit dem berühmten Zungenreden im apostolischen Zeitalter, wo der heilige Geist in fremden sei es Menschen- oder Engelzungen*) die großen Thaten und Geheimnisse gab auszusprechen, was aber die Hörer nicht verstehen konnten, wenn es ihnen nicht in ihre Muttersprache übersetzt wurde, und das eben wäre dann bei Abfassung der biblischen Bücher Sache der menschlichen Werkzeuge, der Apostel oder Propheten. Wir hätten dann z. B. im Römerbriefe nicht das göttliche Original, sondern eine pauliniſche Uebersetzung des Originals, in welcher Fehler anzunehmen unbedenklich wäre, denn Paulus, abgesehen vom heiligen Geiste, war freilich ein irrender und fehlsamer Mensch.

Alles dieses widerspricht der heiligen Schrift, die von einer solchen Gottmenschlichkeit nichts weiß. Der Anfang des Römerbriefs lautet gleich so, daß man sieht, er ist im Auftrage geschrieben, und gegen den Schluß, 15, 18, versichert Paulus, eben mit Rücksicht auf den Brief (V. 15) und sein Amt (V. 16), daß er nicht wagen würde, etwas zu reden, was nicht Christus durch ihn zu Stande brächte. Also Christus ist der Wirkende, Paulus das Werkzeug, und in Bezug auf den Römerbrief kann das nichts anderes heißen, als daß Christus der eigentliche Urheber desselben sei. Die Wirkungen Christi durch Paulum werden V. 18 in zwei Theile eingetheilt, in a) Wort, b) Werk, und dieses letztere wird V. 19 weiter erklärt und exemplificirt als geschehend „in Kraft der Zeichen und Wunder", das erstere geschehend „in Kraft des heiligen Geistes". Der Zusammen-

*) In Sachen der Inspiration scheinen sich die Anhänger dieser Auffassung eine Art von Gottessprache oder bloße von Gott gegebene Gemüthseindrücke, gleichsam „Lieder ohne Worte" vorzustellen, welche das Herz des Propheten bewegen, die er dann aber in Worte zu deuten hat, wie wenn wir die Eindrücke eines Musikstücks in Worte zu kleiden suchen.

hang zeigt, daß beides auf gleicher Linie stehen soll. Das apostolische Reden und Schreiben Pauli geht ebenso übernatürlich, göttlich und wunderbar zu, als wenn er Todte erweckte oder Kranke heilte. Wir haben nun ja Apostelgesch. 19, 11. 12 eine merkwürdige Beschreibung der Wunderthaten Pauli in Ephesus. Da werden die beiden Factoren, durch welche die Wunder zu Stande kamen, der göttliche und menschliche, so bestimmt: Gott that die Wunder durch die Hände Pauli, ja es wurden seine Schweißtücher und Lederschürzen, in denen er arbeitete (er war ja Zeltmacher), auf die Kranken gelegt, dann wichen die Krankheiten und die bösen Geister fuhren aus von den Besessenen. Das war ohne Zweifel eine große Herrlichkeit, mit welcher Gott seinen Diener Paulus bekleidete; in demselben Lichte aber haben wir demnach die Entstehung inspirirter Schrift zu betrachten. Wenn dabei die beiden Factoren namhaft gemacht werden, so heißt es da auch: Gott redete durch den Mund seines Dieners David u. a. (Apostelgesch. 4, 25). Es ist also das Verhältniß des göttlichen und menschlichen Factors bei Entstehung der heiligen Schrift eben so beschaffen wie bei der Wirkung von Wunderthaten: die wunderbaren Werke thut Gott durch seinen menschlichen Diener und die wunderbaren Worte redet Gott ebenso durch seinen menschlichen Diener. Vgl. Psalm 119. Es ist nicht abzusehen, wie dieses Verhältniß anders bestimmt werden soll, als unsere Dogmatiker thaten, wenn sie lehrten, Gott sei die causa efficiens principalis scripturae (die ursprüngliche, eigentliche, hauptsächliche bewirkende Ursache der Schrift), und die Apostel und Propheten die causa efficiens instrumentalis oder ministerialis (die werkzeugliche, dienende Ursache). Dadurch werden die Apostel mit nichten zu Maschinen. Wenn Paulus einen Kranken heilte, so geschah das nicht maschinenmäßig mit Aufhören seiner Geistesthätigkeit: er betete, er glaubte, er ging auch hin und legte die Hand auf, er freute sich mit, aber die heilende Kraft und Wirkung war nicht sein, sondern Gottes. Ebenso haben wir uns die Entstehung des Römerbriefs zu denken. Paulus hatte längst den Wunsch gehegt, nach Rom zu kommen (1, 9—11. 15; Apostelgesch. 19, 21), er betete und flehte darum, aber er wußte wohl, daß es nicht eher geschehen könne als bis der Wille Gottes dazu erging. So mag er auch gleich bei seinem dritten Aufenthalt in Corinth (58), wo nicht vorher schon, den Plan gefaßt haben, der römischen Gemeinde zu schreiben, es mag die

Reise der Diakonissin Phöbe, der wahrscheinlichen Ueberbringerin, sich als günstige Gelegenheit dargeboten haben, aber ein Römerbrief, wie der unsrige, der Gottes Wort ist, wäre durch alles das noch nicht zu Stande gekommen; dieses war erst dann möglich, sobald die inspirirende Wirkung von Gott ausging, die Paulus gewiß erbeten haben wird. Denn wir haben den Apostel uns doch nicht immer im inspirirten Zustande zu denken, gleichwie nicht immer eine wunderthätige Wirkung von seiner Hand ausging. Die gleiche Entstehung des Ev. Johannis haben wir schon berührt. Daß die Inspiration der Apostel und Propheten nicht eine sogenannte „Personalinspiration" war (wie die moderne Theologie, soweit sie nicht ganz abtrünnig ist, es gern faßt), d. h. ein immerwährender Geisteszustand (der sich dann von der gewöhnlichen Erleuchtung frommer Christen nur durch einen etwas höheren Grad unterscheidet), sieht man aus Jerem. 28. Im vierten Jahr des Königs Zedekia (596) redete ein falscher Prophet Hananja im Tempelvorhof vor den Augen der Priester und des Volks den Propheten Jeremia, scheinbar im Namen des Herrn, an, es werde nach zwei Jahren das babylonische Joch zerbrochen werden und der gefangene König Jojachin mit allen Weggeführten (worunter auch der Priester Ezechiel war, der erst elf Monate nach dem hier besprochenen Vorgang zum Propheten berufen wurde) zurückkehren. Jeremia erwiderte, es sei das zu wünschen, aber er wolle ihn darauf aufmerksam machen, daß die wahre Prophetie von Alters her nicht Friede, Friede gerufen habe. (Dieses war ein Schluß Jeremia's: er schloß aus dem allgemeinen Abfall des Volks, daß von Friede Friede rufen nicht die Rede sein könne, und daß ein Prophet, der das doch thue, sich verdächtig mache. Er schloß dieses als ein erleuchteter frommer Mann aus den früheren Offenbarungen und also nicht ohne Beistand des heiligen Geistes, jedoch in der Weise, wie wir es auch machen; das ist aber noch weit entfernt von Inspiration.) Darauf hatte jener die Verwegenheit, das hölzerne Joch, welches damals Jeremia zum Zeichen der babylonischen Dienstbarkeit auf Gottes Befehl öffentlich tragen mußte, zu zerbrechen, alles angeblich im Namen des Herrn. Jeremia ging nun seines Weges. Und nun erst kam das Wort des Herrn zu Jeremia. Er mußte den Hananja als falschen Propheten enthüllen, den der Herr nicht gesandt, und der das Volk auf Lüge vertrauen gemacht habe, und er mußte ihm den Tod für dasselbe Jahr ankündigen, der schon

nach zwei Monaten eintrat. Hieraus sieht man, daß die wahren Propheten nicht „Personalinspiration“ besaßen, nicht immer in dem Zustand waren, der die heilige Schrift hervor gebracht hat. Bekannt ist der ganz ähnliche Vorgang mit dem Propheten Nathan (2. Sam. 7), den ich anderswo erörtert habe. Nathan hatte als frommer Freund David's demselben einen Rath gegeben, in der Nacht aber kam das Wort des Herrn zu Nathan und sagte das grade Gegentheil. Der Prophet Nathan mußte also den frommen Israeliten Nathan desavouiren. Somit ist klar: Nathan, Jeremia, Paulus u. a. waren bei aller Frömmigkeit sündige, irrende, fehlende Menschen wie wir; wenn aber der Geist der Inspiration über sie kam, dann war es anders, dann waren ihre Worte lauter Kraft und Leben, lauter Gerechtigkeit, Heiligkeit und Wahrheit, und hatten nicht die „fehlsame und irrende Seite“, welche Dieckhoff und so ziemlich alle deutschen Professoren der Bibel andichten wollen. Das stimmt nicht mit Ps. 19 und 119, noch mit irgend einer Auskunft, die uns die Schrift darüber giebt. Wenn man die Bibel ein „gottmenschliches“ Buch nennen will, so müssen wir dagegen protestiren, daß man dieses Menschliche in ihr als einen Freibrief ansehe, um Irriges und Fehlsames, Gedächtnißschwäche, Befangenheit in Zeitschranken u. s. w. (wie es allerdings der blos natürlichen menschlichen Geistesbeschaffenheit eigen ist) zu finden und zuzulassen. Das Menschliche in der heiligen Schrift darf nicht anders betrachtet werden als die menschliche Hand Pauli, in dem Momente, wo sie Todte erweckte, Krankheiten heilte, Teufel austrieb, als die menschliche Hand Simson's, in dem Momente, wo sie die stärksten Bande sprengte, den Löwen zerriß, die Philister schlug, während die Hände beider zu andern Zeiten solches nicht vermochten. Gott hätte können ohne menschliche Werkzeuge sein Wort an die Menschen richten, wie er es gethan hat auf Sinai, am Jordan, auf dem Verklärungsberge und kurz vor dem Leiden Christi (Joh. 12, 28); er bedurfte weder der Propheten noch der Apostel, um sein Wort an die Menschen zu richten. Wenn er dennoch menschliche Werkzeuge dazu erkoren hat, so war das lediglich sein Erbarmen, um der Menschwerdung und des Opfers Christi willen. Dem Leiden Christi verdanken wir, wie überhaupt alles, so auch die Inspiration; mit Recht hat man gesagt, die ganze Bibel müsse betrachtet werden, als sei sie mit dem Blute Christi geschrieben, es ist aber der schlechteste Dank dafür, wenn man sucht, die in

der Schrift mit größter Deutlichkeit gelehrte Inspiration zu leugnen, zu beschränken und abzuschwächen, statt daß man auf den Knieen dafür Gott preisen sollte. Wir können die Bezeichnung der Bibel als eines „gottmenschlichen" Buches nur dann für richtig halten und sie uns gefallen lassen, wenn damit gesagt werden soll, daß Gott, anstatt, wie er hätte können, direct und ohne menschliche Vermittlung zum Herzen der Menschen zu reden,*) sich der Personen sündiger und sterblicher Menschen bediente, aus Gründen seiner Weisheit und Liebe, aber so, daß sie nichts daran verderben durften. Nichts dazu thun, nichts davon thun, ist immer die erste Bedingung. „Thue kein Wort davon", schärft Gott Jeremia (26, 2) ein, dem dreimal geboten wurde, die zu ihm geredeten Gottesworte in Schrift zu fassen. Das Menschliche kann also nur darin liegen, daß Gott seine auserkornen Werkzeuge damit ehrte, daß er ihnen den goldnen Schatz seiner Botschaft an die Menschenkinder in das Herz, in's Gemüth, in den Verstand, in's Gedächtniß, auf die Zunge, auf die Lippen legte, in einer wunderbaren und für uns unerforschlichen Weise, und indem er ihre ganze Seele damit erfüllte, sie zugleich befähigte, die Worte, die er zu ihnen geredet hatte, unverkürzt und unverdorben durch den Sauerteig ihres sündigen, irrenden und fehlsamen Geisteszustandes, treu wiederzugeben, so daß, was sie in diesem Inspirationstriebe des heiligen Geistes redeten, dictirten oder schrieben, von ihnen selbst als ein ihnen gegebenes Heiligthum, als ein geschenktes heiliges Gotteswort klar erkannt, empfunden und betrachtet wurde. Ob nun Gott

*) Die zehn Gebote hat er ohne Menschenmund gesprochen, nur durch Engelvermittlung, Apostelgesch. 7, 53 (wie auch im Dornbusch, Apostelgesch. 7, 30, am Jabbok, Hos. 12, 4. 5 und sonst im Alten Testament), Israel floh aber (2. Mose 20, 18) und bat, daß Gott durch einen Menschen, durch Mose, mit ihm reden möchte. Gleichwohl sind die zehn Gebote, wenn schon ohne jede menschliche Thätigkeit, doch ganz in hebräischer menschlicher Weise gesprochen, gemäß der Fassungskraft des Volks, welches sie hörte. Sie tragen gleichsam dessen Farbe, wie das in der Natur der Sache lag, wenn sie verstanden werden sollten. Jede Rede schlägt um so mehr ein, je mehr sie der Fassungskraft der Hörer angemessen ist, wie das jeder Prediger weiß, der nicht über die Köpfe weg predigen will. Luthers Evangelium schlug auch mit deshalb so sehr in Deutschland durch, weil es so sehr „deutsch" geredet wurde, Sinn und Geist der Deutschen waren, wie Döllinger sagt, in Luthers Hand, was die Leier in der Hand des Virtuosen. Ludwig der Fromme ließ den Sachsen in ihrer heimischen Sangesweise das Evangelium sagen, um sie zu gewinnen. Es ist dies noch vorhanden im Heliand. Wie viel mehr wird der, der alle Völker geschaffen hat, wissen ihnen zum Herzen zu reden.

mit einem Male blitzartig den Geist der heiligen Schriftsteller mit dem, was zu reden oder zu schreiben war, erhellte, und sie dann befähigte, es Wort für Wort treu hervorzubringen (worauf die Visionen von der genossenen Buchrolle deuten), oder ob der Strom der Inspiration Welle auf Welle kam und sie im Reden successive weiter trug (wie der Ausdruck „getrieben" anzudeuten scheint), darin mag es verschiedene Weisen gegeben haben, darüber würden nur die heiligen Männer Gottes Auskunft geben können. Daß aber das ihnen mitgetheilte Gotteswort zugleich ihre eigne Farbe trug, liegt in der Natur der Sache; wir haben diesen Umstand schon bei den Gleichnissen von Horn und Flöte berührt, die derselbe Virtuose blasen kann, und doch hat jeder Ton des einen und des andern Instruments verschiedene Klangfarbe. Gott steht ja einem Paulus oder Johannes nicht gegenüber als ein fremder dritter Mensch, auch nicht wie ein menschlicher König, der durch sie entbietet, sondern als der Schöpfer, der beide bereitet und auch ihren Geist geschaffen hat; wenn er nun sein Wort durch sie reden will, so eignet er es ihnen völlig zu, es wurde ihnen geschenkt und wurde ihr geistiger Besitz, daher wir den im Geiste Gottes redenden oder schreibenden Paulus und Petrus, oder Jesaia und Jeremia immer mit der ganzen Verschiedenheit ihres Charakters hervortreten sehen, aber so, daß sich Sünde und Irrthum nicht einmengen darf. Und diese Zueignung, gleichsam die Vermählung des Göttlichen mit dem Menschlichen tritt im Neuen Testament noch etwas stärker auf, auch in der Apokalypse fehlt sie nicht, eben weil Gott Mensch geworden war. Das benimmt aber keinem Satze den göttlichen Ursprung und Charakter, dieser ist vielmehr das Durchdringende, Beseelende, Active; der heilige Geist treibt, der Mensch wird getrieben.

Wir sind von wohlwollender Seite auf die Frage hingewiesen worden, ob, wenn gleich die Inspiration der prophetischen und epistolischen Schriften nothwendig in dem obigen Sinne zugegeben werden müsse, es sich mit den historischen Büchern nicht doch anders verhalten könne. Manchen scheint nämlich, es sei eigentlich für diese letzteren überhaupt keine Inspiration nöthig, da es ja nur darauf ankomme, die Thatsachen, wie sie waren, zu erzählen. Lukas sage selbst, er habe sich nach allem genau bei den Augenzeugen erkundigt und schreibe es nun mit Fleiß ordentlich auf. Da gehe doch alles ganz menschlich zu, und sei von keiner Inspiration, überhaupt von keinerlei göttlichen

Einwirkung die Rede. Es ist kein Zweifel, daß der heilige Lukas, seitdem er Christ war, mit dem größten Interesse dem Leben Christi nachgeforscht haben wird. Das thaten gewiß alle Christen, so lange noch Augenzeugen lebten. Lukas selbst gedenkt ja vieler, die es unternommen haben, nach den Berichten von Augenzeugen die Geschichte Christi zu schreiben. Damit kann er nicht seine Mitevangelisten meinen, von denen damals Johannes auf keinen Fall, höchstwahrscheinlich aber auch Markus noch nicht geschrieben hatte. Von diesen „vielen" urtheilt Dr. Besser, sie hätten sich's „unterstanden auf eigne Hand, ohne dazu berufen und gerüstet zu sein vom heiligen Geist." Ebenso urtheilte im 9. Jahrhundert die erwähnte berühmte altsächsische Evangelienharmonie, der Heliand: „manche waren, welche ihr Gemüth antrieb, daß sie begannen das Wort Gottes, das Geheimniß auszulegen, das der mächtige Christ unter dem Menschengeschlechte vollbrachte ..... Jedoch waren nur viere dazu unter der Menge, welche Gottes Macht hatten, Hilfe vom Himmel, den heiligen Geist u. s. w." Jedenfalls steht fest, daß alle Erkundigungen, wenn auch von Augenzeugen, alles sorgfältige Nachforschen, Ordnen und Vergleichen, für sich allein nimmermehr ein Evangelium Lucä hätte hervorbringen können. Josephus war ein Priester, ein sehr gelehrter, kenntnißreicher Mann, der die Geschichte des Alten Testaments nach den Quellen und die neutestamentliche Zeitgeschichte nach eignen Erlebnissen beschrieben hat. Wenn man aber seine Erzählungen neben das Buch der Richter, Samuelis, Könige, Chronika und die Evangelien hält, so zeigt jedes Capitel einen Unterschied wie Tag und Nacht. So etwas wie die Geschichte vom verlornen Sohn, vom armen Lazarus, die Jugendgeschichte und die Heilungen Christi und die Thaten der Apostel in der Weise zu beschreiben wie Lukas gethan hat, das ist ohne den heiligen Geist, und zwar in inspirirender Thätigkeit, absolut unmöglich. Wie viel hängt bei einer geschichtlichen Darstellung von der Auffassung ab, von dem, was gesagt und wie es gesagt wird, was hervorgehoben, was verschwiegen wird. Das konnte Gott bei der Geschichte des ewigen Heils den schwachen und sündigen Menschen unmöglich überlassen. Man vergleiche einmal die Kirchengeschichte des Eusebius mit Lukas, wie unruhig und menschlich ist sie gegenüber dieser heiligen Einfalt und Stille, dieser durchsichtigen und doch unergründlichen Ruhe, diesem lebengebenden, machtvollen Worte, das seine göttliche Art

und Abkunft niemals verleugnet und nur daher seine Wunderkraft hat. Es kommt dabei auf strenge Erforschung und Verfolgung des Einzelnen an, durch das ganze Buch hindurch; geschieht das, dann wird ein anderes Resultat nicht kommen. Wenn man ebenso das Urtheil des Neuen Testaments über die Geschichtserzählung des Alten Testaments befragt, so weist es, wie wir bereits hervorhoben, an Stellen, wo dies zur Sprache kommt, auf göttlichen Ursprung (Matth. 19, 5; Hebr. 4, 4). Nicht mit Unrecht nennt das hebräische Alte Testament die Bücher Josua, Richter, Samuelis, Könige die „früheren Propheten"; es soll damit ausgedrückt werden, daß diese Art von Geschichtschreibung ebenso auf Inspiration beruhe wie die Schriften der späteren Propheten, eines Jesaia u. s. w. Den heiligen Charakter dieser Geschichtsbücher fühlt selbst die negative Kritik noch durch, mehr als Dr. Geß; Prof. Cornill sagt von dem Buch der Könige, es sei ein durchaus einheitliches Werk, für den Verfasser seien das Wichtigste die theokratischen Censuren, an den Forderungen des Deuteronomiums würden sämmtliche Könige gemessen, er habe mit vollem Bewußtsein ausschließlich eine israelitische Kirchengeschichte geben wollen, für die Profangeschichte verweise er auf andere Werke, überall sei das theokratische Interesse ausschlaggebend, entweder seien es Geschichten, in welchen Propheten die Hauptrolle spielen, oder es betreffe cultische Angelegenheiten. Diese Zugeständnisse verrathen das Gefühl, daß wir ein heiliges, für den Gottesdienst bestimmtes Werk vor uns haben, und in der That zeigt eine genaue Prüfung des Einzelnen überall den unterscheidenden Charakter der Inspiration; dasselbe zeigt die Verwendung dieses Buchs im Neuen Testament, des Samuelbuchs in beiden Testamenten. — Nun wird aber vielfach mit Fingern auf die hagiographischen Geschichtsbücher hingewiesen, sonderlich auf das Buch Esther. Dr. Geß fragt mit gewohnter Verwegenheit S. 162: „Wo athmet aus diesem Büchlein den geistlich gesinnten Leser Geist Gottes an?" ja er spricht sogar von der „vergnügten Mörderei" der Königin Esther. Er meint, die Aufnahme in den Canon lasse sich nur verstehen aus dem Zweck, das Purimfest zu erklären. Man muß wirklich fragen: hat er das Buch denn nur so oberflächlich gelesen? es nie nach dem Grundtext geprüft? oder hielt der Zeitgeist seine Augen gefangen? entging es ihm, daß, wenn dieses Buch fehlte, ein wesentlicher Ring an der Kette der Heilsgeschichte ausfallen

würde? Die Bibel lehrt uns, daß die gesammte Weltmacht sieben Phasen hat: Egypten, Assur, Babel, Persien, Griechenland, Rom, und endlich das erneuerte Rom, das letzte und böseste Weltreich, das in der Bildung begriffen ist. Alle diese Mächte haben, vom Teufel getrieben, ein Attentat auf den Bestand des Gottesreiches unternommen: Egypten in der Drangsal vor dem Auszug, Assur durch Sanherib, Babel durch die Zerstörung Jerusalems. Das Buch Esther zeigt uns nun, wie auch in der persischen Monarchie dem Volke Gottes der Untergang nah war, und wie Gott durch ein schwaches Weib Rettung brachte. Daß die griechischen und römischen Drangsale keine canonische Beschreibung haben, liegt im Charakter der Endzeiten; dafür tritt aber die Prophetie bei Daniel, in den Evangelien und der Apokalypse ein. Man stößt sich ferner daran, daß in dem Buche Esther der Name Gottes nicht vorkomme (ohne den ehrfurchtsvollen Grund und Ps. 137, 4 zu erwägen), und vergißt, daß das ganze Buch Esther ein großer Name Gottes ist. Professor Grau in Königsberg versteigt sich so weit, daß er dem Pastor Schulze drohend zuruft: „Wehe Ihnen, wenn Sie öfter aus dem Buche Esther oder aus den Geschlechtsregistern oder aus dem Catalog der unreinen Thiere oder dgl. Ihre Texte holten und Ihre Gemeinde zu erbauen suchten!“ (Rohnert, Was lehren die Prof. der Theologie von der Inspiration? S. 100.) Es scheint ihm zu entgehen, daß unsere Väter, die frömmer waren als wir, solches oft genug thaten. Er lese doch Bogatzky's Hausbuch vom 19. December, die ganze lange Betrachtung handelt vom Buche Esther. Er sehe sich ferner in der andern alten luth. Erbauungsliteratur um, da wird er öfter als ihm lieb ist Esther finden. Doch genug hier von diesem merkwürdigen Buche, welches zu schmähen jetzt Mode geworden ist, wir gedenken ein andermal darauf zu kommen. Was das Capitel von den reinen und unreinen Thieren betrifft, so ist es schwer zu begreifen, wenn ein deutscher Professor der Theologie nicht fühlt, daß dieser Unterschied tief in die Schöpfung und Heilsgeschichte einschneidet. Hat Gott selbst es nicht verschmäht (Apostelgesch. 10, 10—16), dem Apostel Petrus zu Joppe auf dem Söller dreimal eine gewaltige Predigt über diesen Unterschied zu halten, so wird es auch der Pastor Schulze ungefährdet thun dürfen, ohne das Wehe des Professors fürchten zu müssen. Derselbe scheint auch den Geschlechtsregistern nicht gewogen zu sein, und es scheint auch sonst die Meinung verbreitet, als ob

diese Verzeichnisse doch rein menschlich seien und der heilige Geist in keiner Weise betheiligt sein könne. Davon müßte schon das Neue Testament abhalten, welches zweimal mit Nachdruck ein solches Verzeichniß bringt. Auf was anderes als auf göttliche Causalität kann es zurückgeführt werden, daß in dem Verzeichniß bei Matthäus drei Könige gestrichen sind und auf die Zahl 14 ein unleugbares Gewicht gelegt ist? Wird Professor Grau es wohl billigen, daß in der heiligen Nacht hie und da dieses Register liturgisch gelesen oder gesungen wird? Schwerlich. Aber es sagt uns, im Verein mit dem andern Register, daß Gott unser Blutsfreund geworden ist!! Gegen die Geringschätzung der Geschlechtsregister stehe hier ein Zeugniß eines englischen Schriftforschers: „Warum haben wir in dem Worte Gottes so viele Geschlechtsregister, Aufzeichnungen von Namen, von Opfern der Fürsten, von Tagereisen in der Wüste und andere Abschnitte, die uns trocken und unfruchtbar erscheinen? Doch nur, um uns zu lehren, daß wir auf Einzelheiten und Personennamen achten müssen, wenn wir die Herablassung unsers Gottes und die Thatsächlichkeit seiner Aufsicht über die Kinder der Menschen richtig verstehen wollen. Diejenigen, welche bei diesen Einzelheiten bald ermüden, müssen die Kosten ihres eignen ungeduldigen Sinnes durch einen unzusammenhängenderen, unwirklicheren und ungewisseren Glauben tragen. Der Baum des Glaubens muß zehntausend kleine Wurzeln in den demüthigen Boden der prophetischen Geschichte senken, wenn er zu jener edlen Zuversicht und Hoffnung heranwachsen und sich ausbreiten soll, welche durch keine Stürme der Versuchung entwurzelt oder vernichtet werden kann.“ Die Geschlechtsverzeichnisse, die wir im ersten Buch der Chronik und bei Esra und Nehemia besitzen, geben uns höchst schätzbare Uebersichten über den Personalbestand des Volkes Gottes im Alten Testament, über die Königsfamilie, die Priesterfamilien, die Linie der Hohenpriester, die Levitengeschlechter und die Entfaltung der zwölf Stämme, sowie der Bevölkerung Jerusalems. Wer diese Namen, die vor Gott werth geachtet waren, gering schätzt, was will der zu dem „Buch des Lebens“ sagen, dessen alttestamentliches Vorbild diese Verzeichnisse sind? „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind,“ mahnt der Herr, und deutet damit auf das Bürgerverzeichniß der neuen Welt und Gottesstadt, welches, wenn auch nicht auf Menschenweise mit Feder und Tinte bereitet, doch auf jene verachteten Register zurückweist.

Wenn Rambach singen kann: Deines Volkes werthe Namen trägest du auf deiner Brust! hindeutend auf den Hohenpriester, der das Register der Stämme Israels doppelt auf seinem Amtskleid trug, so ist auch kein Grund ersichtlich, den heiligen Geist von diesen Verzeichnissen abzusondern, deren Richtung und Umfang doch nur Er lenken konnte. Wenn übrigens Laien sich an diesen „trockenen" Verzeichnissen stoßen, so ist das noch eher zu verzeihen, weniger aber, wenn es ein Theologe thut, der leicht wissen könnte, wieviel das Studium dieser Namen zur genaueren Kenntniß des Alten Testaments beiträgt. Hat doch der gelehrte Dr. Neßle es nicht verschmäht, über diese Namen „nach ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung" eine sorgfältige Monographie zu schreiben.

Man hat, um Irrthümer und Widersprüche in der heiligen Schrift zu ermöglichen, eine Erniedrigung des heiligen Geistes angenommen und sie mit der Erniedrigung Christi verglichen. Aber diese letztere bestand nicht in einer „Selbstbeschränkung der göttlichen Natur", sondern in einer zeitweisen Entäußerung der menschlichen Natur von dem Gebrauch der ihr durch die Vereinigung mit der göttlichen zustehenden Herrlichkeit. Wenn Christus in dieser Entäußerung sagen konnte, er wisse den Tag des Gerichts nicht, so ist von diesem Nichtwissen, darin er uns gleich geworden ist und Knechtsgestalt angenommen hat, doch ausgeschlossen alles, was Sünde und Irrthum heißt, also auch Gedächtnißfehler, Beschränktheit in irrigen Zeitanschauungen, Widersprüche u. dgl. Alles was Christus über Authentie und Ursprung des Alten Testaments gesagt hat, verbindet jeden Christen ebenso wie alle übrigen Worte Christi, denn Er ist das Wort der Wahrheit und nicht gekommen, um sich jüdischen Irrthümern zu accommodiren. Wenn man ihm also offen oder versteckt vorgeworfen hat, er habe sich Marci 2, 26 und Matth. 23, 35 geirrt (vgl. S. 10), so muß ein solcher Vorwurf als große Versündigung zurückgewiesen werden. Die Irrthümer würden auch so grob sein, daß sie keinem Candidaten, nicht einmal einem Confirmanden, geschweige einem Meister in Israel nachgesehen werden könnten. Denn wenn jemand in einer allbekannten Geschichte Vater und Sohn nicht unterscheiden kann, wenn er zwei Propheten verwechselt, die 300 Jahre auseinander liegen, der eine vor, der andere nach dem Exil, so kann er den Namen Rabbi, oder gar den des Propheten wie Mose nicht beanspruchen. Es wird 1. Sam. 22 der Hohepriester in Nob,

der David in der Noth mit Schaubroden speiste und darüber das Leben verlor, Achimelech genannt, und sein Sohn, David's Leidensgefährte, Abjathar. Christus nennt nun aber Marci 2, 26 den Vater Abjathar, daher der Vorwurf, er habe sich geirrt. Jedoch ein Theologe muß wissen, daß fünfmal im Alten Testament die Sache genau so dargestellt wird, wie Christus sie angiebt: 2. Sam. 8, 17; 1. Chron. 18 (19), 16; 24 (25), 6 wird der ermordete Vater, der David speiste, Abjathar genannt, und der Sohn, David's Leidensgefährte, ebenso wie 1. Chron. 24 (25), 3. 31 Achimelech, ja 1. Chron. 18 (19), 16 gar Abimelech und 1. Sam. 14, 3 heißt der Vater Achijah. Jeder vorurtheilsfreie Leser wird daraus schließen, daß die beiden betr. Personen jeder zwei bis drei, wo nicht vier Namen, und zwar beide dieselben, hatten, wie so oft im Neuen Testament, und wer will nun mit Christo hadern, daß er sich des einen dieser Namen bediente, während andere sich des andern bedienen? Die Zwei- und Mehrnamigkeit ist im Alten Testament etwas ungemein gewöhnliches, da giebt es Dutzende von Beispielen; die Namen waren im Hebräischen durchsichtiger und flüssiger als bei uns, und verwandte Bedeutungen wurden für einander gesetzt. Gideon wurde Jerubbaal genannt, d. h. Baal streite (gegen ihn), Richt. 6, 32; aber 2. Sam. 11, 21 nennt ihn David Jerubbeschet, d. h. die Schande (d. i. Baal) streite. Ein Sohn Saul's hieß Eschbaal, d. h. Mann Baal's, und auch Ischboschet, d. h. Mann der Schande (d. i. Baal's); Jonathan's Sohn Meribbaal, d. h. der mit Baal hadert, und Mephiboschet, d. h. der die Schande (= Baal) ausrottet. Einer der Könige von Juda hieß Usia = meine Kraft ist Gott, und Asarja = geholfen hat Gott. Josia's Sohn hieß Joachas (vielleicht auch Jonathan) und Schallum; sein Enkel Jojachin, Jechonjah und Chonjah u. dgl. Demgemäß wird anzunehmen sein, daß der Priester, den Saul tödten ließ, Achimelech oder Abimelech und auch Achijah und Abjathar hieß (alle vier Namen sind sinnverwandt, bezeichnen eine vornehme Abstammung oder die priesterliche Gottesnähe), und daß sein Sohn ebenso genannt war. Man sollte denken, daß diese den sonstigen altteſtamentlichen Sitten gemäße Erklärung sehr nahe liegend wäre. Aber es ist bezeichnend für die moderne Theologie, daß sie lieber ein sechsfaches Versehen annimmt, als den bestimmt und klar bezeugten Text stehen läßt. In Riehm's Handwörterbuch heißt es, in 2. Sam. 8, 17 sei durch „ein altes Versehen“ Achimelech der

Sohn Abjathar's geschrieben statt umgekehrt, und dieses Versehen sei in vier Chronikstellen und bei Markus wiederholt. Solche Ungeheuerlichkeiten richten sich selbst.

Ebenso wird sich's mit Matth. 23, 35 verhalten. Der Herr sagt dort den Pharisäern in seiner letzten Rede an sie, es werde über sie kommen „alles gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden," und dann nennt er zwei Beispiele, eins, welches im ersten Buch des Alten Testaments steht (Abel, 1. Mose 4, 8), und eins aus dem letzten Buch des (hebr.) Alten Testaments (Zacharias, 2. Chron. 24, 21). Die Stelle wird auch dadurch wichtig, daß sich ergiebt, wie Christus dieselbe Anordnung des Canons des Alten Testaments vor sich hatte und anerkannte, die unsere jetzigen hebräischen Bibeln zeigen. Die beiden Beispiele sollen also besagen: von Anfang bis zu Ende des geschriebenen Worts. So viel Gewicht legt der Herr auf das „es stehet geschrieben", daß ihm das Chronologische zurücktritt. Riehm: „Christus will den in den heiligen Büchern zuletzt erwähnten Prophetenmord nennen." Denn der Zeit nach fiel z. B. der Mord des Propheten Uria (Jer. 26, 20—23) später. Dieser wurde unter König Jojakim (610—599) ermordet, Sacharja aber auf Befehl des Königs Joas, der 838 starb. Ferner haben beide Morde etwas besonders grausiges: derjenige Abel's als erster Mord und Brudermord, der des Sacharja durch die begleitenden Umstände. Denn dessen Vater Jojada war der Retter und größte Wohlthäter des mörderischen Königs Joas, und der Ort des Mordes war der innerste Vorhof, der Priestervorhof, der Platz zwischen Tempel und Brandopferaltar, wie wir von Christo erfahren. Nämlich im Alten Testament ist das nicht mit solcher Genauigkeit gesagt. Dort steht nur, Sacharja sei „oben über das Volk" getreten, d. h. er stand auf den Treppenstufen, die von dem Priestervorhof zum Vorhof des Volks hinabführten. Denn die Umgebung des Tempels war terrassenförmig. Ferner heißt es dort nur, sie hätten ihn gesteinigt „im Hofe am Hause des Herrn." Das kann höchstens heißen, im (inneren, oberen, dem Tempel zunächst liegenden) Priestervorhofe. Daß es aber geschah grade zwischen Altar und Tempel, diesen entsetzlichen Umstand berichtet das Alte Testament nicht. Das kann Christus nur hinzugefügt haben entweder aus einer noch vorhandenen zuverlässigen Ueberlieferung, oder aus seiner eignen, unmittelbaren, vom Alten Testament unabhängigen Kenntniß. Vermuthlich hatte sich

Sacharja hinter den Altar geflüchtet, weil er dachte, diesen heiligen Ort werden sie doch scheuen. Genug, so viel ist klar, daß Christus diesen Mord und seine näheren Umstände ganz genau kannte. Warum weisen wir nun darauf hin? Weil daraus hervorgeht, daß es unvernünftig und absurd sein würde, anzunehmen, Christus habe eine ihm so genau bekannte Person mit dem jüngern Sacharja verwechselt, dem Verfasser des prophetischen Buches, der 518, also über 300 Jahr später, weissagte und noch lange nachher in Ehren lebte, von dessen Morde keine Rede sein kann, und dessen Weissagungen Christus ebenso genau kannte, denn er ließ ja, um sie (9, 9: Zion, dein König kommt zu dir) zu erfüllen, die Eselin mit dem Füllen holen. Christus muß von denen, die ihm eine solche Verwechselung zutrauen, nicht blos für nicht unfehlbar, sondern für sehr beschränkt gehalten werden, wenn sie sich's recht überlegen. Woher kommt denn aber der ganze Vorwurf der Verwechselung? Weil Christus Matth. 23, 35 den Vater des ermordeten Propheten Barachias nannte. Er hatte nach Luc. 11, 51 schon früher einmal, bei einem Mittagessen im Hause eines Pharisäers, von diesem Morde gesprochen, dort nannte er nur den Namen des Propheten, nicht den des Vaters. Nun nennt sich der jüngere Sacharja 1, 1 einen Sohn des Berechja, Enkel des Iddo. Anderswo, z. B. Esra 5, 1, heißt er nur Sacharja, der Sohn Iddo. Man schließt daraus, daß sein Vater Berechja etwa früh starb und Sacharja gewöhnlich nach dem Großvater genannt wurde. Wie ist es nun zu erklären, daß, während das Alte Testament den Vater des älteren, ermordeten Sacharja Jojada nennt und den des jüngeren Berechja, Christus dem des älteren den Namen Barachias giebt? Hier stehen sich zwei Erklärungen und daraus folgende Schlußreihen feindlich und unversöhnlich gegenüber, eine antichristliche und eine christliche, eine Christi Ehre angreifende und verletzende, und eine ihn bekennende. Die erstere sagt: Christus hat die beiden Propheten verwechselt, wenigstens ihre Väter. Es war ein Gedächtnißirrthum und daraus folgt, daß Christus auch der gemeinen Regel: Irren ist menschlich! unterworfen war. Es war also nicht uneingeschränkt richtig, wenn er von sich sagte: Ich bin die Wahrheit! und was weiter daraus folgt, mag sich jeder selbst sagen. Wenn er ferner fähig war, im Alten Testament einen so groben Fehler zu machen, so verlieren dadurch auch seine sonstigen Urtheile über dasselbe an Werth, seine

Bezeugung der Authentie, seine Citate, sein „Schriftöffnen“ und dadurch auch das ganze apostolische Verständniß des Alten Testaments, welches ja doch auf Christum zurückzuführen ist. Ja, sagt die moderne Theologie, Christus war kein Kritiker und kannte das Alte Testament nicht so genau wie die heutige „Wissenschaft“. Alle diese unvermeidlichen Gedanken hängen zusammen, und ihre böse Natur kann nicht verborgen bleiben. Diejenigen, die den „Gedächtnißfehler“ nicht gern in Christo, sondern lieber in dem Bericht des Matthäus suchen, behaupten damit folgendes: Christus hat den Irrthum nicht begangen, er hat nichts von Barachias gesagt, aber Matthäus hat in diesem Fall die Worte des Meisters nicht ganz treu berichtet, er hat den Namen Barachias selbst hinzugefügt und sich dabei vergriffen. Ist aber das Evangelium in diesem Fall nicht ganz zuverlässig, wo ist der Beweis, daß es in andern Fällen zuverlässiger sei? und wie kann von Inspiration die Rede sein? Auch diese Annahme führt also zu ganz unerträglichen Resultaten. — Wie lautet nun die andere Erklärung? Sie sagt: wenn Matthäus erzählt, daß Christus den ermordeten Propheten einen Sohn des Barachias genannt habe, so hat Christus ihn auch wirklich so genannt. Hat er ihn so genannt, so hat der Vater auch wirklich so geheißen. Daraus würde dann weiter folgen, daß der berühmte Hohepriester Jojada zwei Namen hatte und auch Berechja hieß. Das wäre ein Resultat, welches, wie wir sahen, nichts im Alten Testament befremdendes hat und auch noch durch zweierlei unterstützt wird. Erstens durch die sinnverwandte Bedeutung: Jojada heißt, Gott hat erkannt oder beachtet (nämlich den Bittenden, vgl. den Grundtext 2. Mose 2, 25) Berechjahu heißt, Gott hat gesegnet. Nun wurden die Namen doch bei der Beschneidung gegeben, sie drücken oft die Lage und Stimmung aus, in welcher die Eltern sich befanden. Es liegt nahe, anzunehmen, daß sie um dieses Kind gebeten hatten (wie Hanna), und in der Freude über die Erhörung den einen Namen gaben. Das Hinzukommen eines weiteren Namens mag durch Lebensumstände veranlaßt sein, und es liegt sogar zweitens ein Grund vor, zu vermuthen, daß noch ein dritter Name existirte, wie bei jenem unglücklichen Achimelech. Wir haben nämlich im Alten Testamente zwei Verzeichnisse der Hohenpriester von Aaron an bis auf die babylonische Gefangenschaft, Esra 7 und 1. Chron. 7 (6), die sich dann aus Neh. 12, 10. 11 noch etwas weiter fortführen lassen,

bis auf Jaddua, der im hohen Alter den Zug Alexander's des Großen noch erlebte. In beiden Verzeichnissen fehlt Jojada. Nun wäre es ja möglich, daß er übersprungen sei, gleichwie in dem Königsverzeichnisse Matth. 1 drei Könige absichtlich übersprungen sind. Und wenigstens in dem kürzeren Verzeichnisse bei Esra fehlen mehrere Hohepriester, die in der Chronik verzeichnet stehen. Daß aber auch in dem Chronikverzeichnisse ein so berühmter und bedeutender Hoherpriester wie Jojada fehlen sollte, ist wenigstens schwerer anzunehmen, als daß er dort unter anderm Namen steht; etwa Jochanan = Gott ist gnädig, oder Amarja = Gott hat gesprochen.

Wie dem aber auch sei, und selbst wenn wir bis an den jüngsten Tag keine bessere Aufklärung finden könnten, so ist doch das einzusehen, daß nicht der mindeste zwingende Grund vorliegt, Christum oder den Evangelisten eines Irrthums, Gedächtnißfehlers oder einer Verwechselung zu zeihen. Es fehlt daher auch an jedem Anlaß, die Erniedrigung Christi in der Theilnahme an der Regel: „Irren ist menschlich!" zu finden, und ebenso wenig darf die damit verglichene Herablassung des heiligen Geistes in menschliche Gemüther zum Zweck der Inspiration so gefaßt werden, als hätte der heilige Geist es nicht verschmäht, das menschliche Irren und Fehlen mitzumachen. Wir leugnen gar nicht, daß um zu inspiriren, eine tiefe Herablassung des heiligen Geistes in das Menschenherz stattfindet, ein Reden aus dem Herzen und zum Herzen des Schriftstellers, ein Schonen seiner Persönlichkeit, ja ein sich Hineinwickeln in sein Ich, seine Art, seine Eigenthümlichkeit — aber immer ausgeschlossen alles, was Irrthum und Sünde heißt. Wir haben die pneumatische (vom heiligen Geist hervorgebrachte) Gottesrede der beiden canonischen Testamente mit den heroischen Thaten (z. B. Simson's) verglichen, die der heilige Geist auf wunderbare Weise in der Heilsgeschichte durch menschliche Organe wirkte. Ein merkwürdiger Ausdruck des Alten Testaments bestätigt diese Parallele. Von Gideon heißt es Richter 6, 33. 34: als ganz Midian, Amalek und die Söhne des Ostens (einige von den damaligen Weltmächten) in das Herz Palästina's eingedrungen waren, da „zog der Geist des Herrn den Gideon an". Das ist ein Gleichniß vom Kleide, es fragt sich nur, wer ist die anziehende Person und wer ist das Kleid? Da wird oft falsch erklärt; z. B. selbst Keil sagt: „der Geist des Herrn legte sich gleichsam wie ein Panzer oder eine starke Waffen-

rüstung um ihn, daß er in seiner Kraft unverwundbar und unüberwindlich wurde". Darnach wäre der Geist Gottes gleichsam das Kleid Gideon's, aber das ist ganz gegen Wortlaut und Sprache, nach welcher das Zeitwort labasch = anziehen das Kleid, immer in den Accusativ setzt. Es heißt z. B. Hiob 8, 22: deine Hasser werden Schande anziehen (Grundtext), Ps. 35, 26: sie müssen mit Schande gekleidet werden; ebenso Ps. 109, 29. Ferner Ps. 109, 18: er zog an den Fluch wie sein Hemd; Jes. 59, 17: Gott zieht Gerechtigkeit an wie einen Panzer. Und so noch mehrere Belegstellen. Merkwürdig ist Hiob 29, 14, wo Luther übersetzt: Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog wie einen Rock. Wörtlich heißt es: ich zog Gerechtigkeit an und sie zog mich an, d. h. sie war mein Kleid und ich war ihres. Hiob will sagen, daß er durch und durch gerecht war, sowohl in seinem äußern Wandel als in seinem innern Dichten und Trachten. Gesenius erklärt im Thesaurus richtig: extrinsecus justitia tamquam veste ornatus sum eaque intra me totum implebat, d. h. äußerlich war ich mit Gerechtigkeit geziert wie mit einem Kleide, und innerlich erfüllte sie mich ganz und gar. Damit vergleicht er ebenso richtig Richt. 6, 34: Der Geist des Herrn zog Gideon an, d. h. Gideon war das Kleid; und er bringt aus verwandten Sprachen ähnliche Redeweisen bei, z. B. wenn es heißt, daß die Prophetie sich mit einem Propheten bekleide, d. h. in sein Innerstes eindringe, oder, im Fall der Besessenheit, daß der böse Geist, der Satan, einen Menschen anziehe, sich mit ihm bekleide. Auch Delitzsch sagt zu Hiob 29, 14 (gegentheilige Ansichten bekämpfend): „Gerechtigkeit legte mich als Kleid an, d. h. sie machte mich so sich zu eigen, daß meine ganze Erscheinung die Darstellung ihrer selbst war, wie Richt. 6, 34 und zweimal beim Chronisten vom Geiste Gottes gesagt wird, daß er den Menschen anzieht, wenn er ihn zum Organe seiner Selbstbezeugung macht." Dies ist getroffen, denn das Verhältniß einer Person zu dem sie umgebenden Kleide ist offenbar so zu denken, daß die Person eben Hauptsache ist und das Kleid erst in zweiter Linie steht, die Person ist das innere, treibende, handelnde, das Kleid ist äußere Erscheinung und dienendes Organ. Wenn nun der Geist des Herrn sich mit einer menschlichen Person, z. B. mit Gideon, gleichsam bekleidete, so heißt das, ohne Gleichniß: der heilige Geist war die eigentlich wirkende Ursache und Gideon (ohne Maschine zu sein) der den göttlichen Auftrag mit göttlicher

Kraft ausführende Diener; Gott war es, der durch Gideon und seine Handvoll Leute die zahllosen Schaaren der midianitischen Weltmacht schlug, und wenn Gott die Hand abzog, konnte Gideon solche Heldenthaten nicht vollbringen.

Dieselbe Entstehung hat das Bibelwort. Genau derselbe hebräische Ausdruck labasch findet sich 2. Chron. 24, 20 (und 1. Chron. 12, 18) bei Entstehung einer von Gott eingegebenen Rede. „Der Geist Gottes zog an Zacharja, den Sohn Jojada des Priesters, der trat oben über das Volk und sprach." Nun folgt die prophetische Rede, die ihm den Tod brachte. Auch hier war der Prophet gleichsam das Kleid des heiligen Geistes, und so ist es in der ganzen Bibel. Die Kleider sind an Stoff und Farbe verschieden, sie werden auch dabei belassen, die Gelegenheiten ihres Gebrauches sind sehr verschieden, aber die Stellung, die ihnen zukommt, kann nur eine dienende sein. Wenn es nun lebendige menschliche Personen sind, so bleibt ihr geistiges Ich mit allen ihren Seelenkräften in ihrem ganzen Werth und wird in volle angespannte Thätigkeit versetzt, aber ein Wort Gottes kann dieses Ich nur dann hervorbringen, wenn es ihm gegeben wird, wenn der heilige Geist dieses Ich wie ein Kleid anzieht, es trägt und durch dasselbe redet. Dieses behaupten wir nun von allen biblischen Schriftstellern, und finden nur das in der Schrift gelehrt und begründet, daß sie alle gleichsam Kleider sind, von Mose an bis zu den Propheten und Aposteln, die der heilige Geist angezogen hat und in denen Er auf Erden wandelt; daß demnach der eigentlich Redende in der Bibel nur Gott ist, und kein Satz in ihr geschrieben steht, den der heilige Geist nicht hervorgebracht habe.

Entgegenstehende Aussagen finden wir in der Schrift nicht. Wir stellen zum Schluß noch einige entscheidende zusammen, die auf einen Hauptpunkt hinweisen.

Hebr. 1, 1 ff. heißt es, Gott redete im Alten Testament durch Propheten, im Neuen Testament durch den Sohn, anfangs durch dessen Person, hernach durch seine Jünger unter directer göttlicher Bezeugung.

Vom Alten Testament sagt Christus Joh. 5, 39, ewiges Leben sei, nach eignem Zugeständniß der Juden, in ihm enthalten, darum solle man es durchforschen. (Erst der neusten Zeit war es vorbehalten, auch dieses Zeugniß Christi über das Alte Testament in ein von ihm ironisirtes jüdisches Vorurtheil zu verdrehen, als ob Christus hätte sagen wollen, ihr meint

zwar, das ewige Leben sei in der Schrift, es ist aber nicht darin.) Der erste Märtyrer Stephanus sagt Apostelgesch. 7, 38, Gott habe dem Mose das lebendige Wort, wörtlich nach dem Grundtext „lebende Gottessprüche", gegeben. Waren sie das von Natur schon, so waren sie auch aus Gottes Wesen, und Gott konnte ihre Aufzeichnung nicht einfach dem menschlichen Gedächtniß überlassen.

Vom Neuen Testament sagt Christus Joh. 6, 63: „die Worte, die ich zu euch geredet habe, sind Geist und Leben." Vgl. V. 68; Apostelgesch. 5, 20. Nun heißt Er aber 2. Cor. 3, 17 selbst Geist und Joh. 14, 6 nennt Er sich das Leben. So sind also seine Worte dasselbe, was Er ist, von derselben Substanz, nämlich göttlicher Natur, weswegen zu ihrer treuen Aufzeichnung eine besondere Wirkung des heiligen Geistes nöthig war, die Christus Joh. 14, 26 verhieß.

Dieselbe Identification zwischen sich und seinen Worten wendet Christus Joh. 8, 25 an. Die Juden fragen ihn: Wer bist du? Und er antwortet: Erstlich der, der ich mit euch rede: oder genauer nach dem Grundtext: vor allem bin ich dasselbe, was ich auch zu euch rede. Er will sagen, er und sein Wort sei eins und dasselbe.*) Er spricht sich selbst, und wiederum Sein Wort das ist Er. Wenn wir menschlicher Weise sagen: gegen den und den habe ich mich ganz ausgesprochen, so wollen wir damit zu verstehen geben: ich habe ihm meinen innersten Sinn enthüllt, er weiß nun ganz genau, was ich denke und wie ich's meine. Bei Christo bedeutet es das auch und noch etwas mehr. Luther suchte diesen Unterschied zwischen Gottes- und Menschenwort so auszudrücken, daß er sagte, Gott rede lauter Sachen. Er hätte auch sagen können, Gott rede seine Person, und er sagte es, wenn er zuweilen die Bibel „Gott" nannte. Der Mensch spricht höchstens von den Sachen, über die Sachen, aber seine Worte bringen die Sachen nicht mit sich. Man hat Christi himmlisches Wirken mit der Sonne verglichen, die ihre Strahlen zu uns sende. Indessen wenn wir gleich die Wirkung der Sonne wohl spüren, so bleibt doch die Sonne selbst viele Millionen Meilen von uns entfernt, Christus aber sendet nicht blos seine Wirkungen, sondern Er selbst ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende.

*) Nur diese Fassung der verschieden gedeuteten geheimnißvollen Worte können wir für textgemäß halten.

So ist es mit seinem Wort; wenn es gehört wird, so ist es nicht ein Reden und Gedächtniß von einem abwesenden Christus, sondern in Seinem Wort ist Er zugegen.

Im Römerbrief 10, 5—10 setzt Paulus auseinander, daß, um die Glaubensgerechtigkeit zu erlangen, es nicht nöthig sei, Christum (der sie austheilt) vom Himmel herabzuholen (wo er als Prophet, Priester und König wirkt), und auch nicht, ihn aus dem Abgrund heraufzuholen (wo er des Teufels Reich zerbrach), sondern „das Wort ist dir nahe, nämlich in deinem Munde und in deinem Herzen; dies ist das Wort vom Glauben, das wir predigen." Das soll offenbar heißen, im Wort des Neuen Testaments sei Christi Person und Werk zugegen. Diese Eigenschaft, Christum zu bringen und in sich zu haben, besitzt das Wort des Neuen Testaments aber nur, weil es ein inspirirtes Wort ist, und die kirchlichen Predigten nehmen an dieser Eigenschaft nur in so weit Theil, als sie aus dem inspirirten Worte schöpfen. Ein blos menschlicher Bericht von Christi Person und Werk würde Christum nicht bringen, so wenig ein Reisebericht über Amerika mir dieses Land und seine Schätze bringt. Eben dieser Punkt verhält sich bei dem Bibelworte anders.

Endlich Hebr. 4, 12. 13 liest man mit Verwunderung dieselbe Identificirung noch schärfer. Der Apostel spricht in V. 12 von dem Worte Gottes im Neuen Testament, welches durch den Sohn vom Himmel geredet wird (12, 25). Er hatte 2, 1—3 und 4, 2 sehr dringend gewarnt, dieses Wort nicht zu versäumen, und nennt es V. 12 lebend, energisch, schärfer als ein zweischneidig Schwert und durchdringend bis in die innersten Geheimnisse des menschlichen Herzens. Behandelt er schon hier das Evangelium als ein lebendes Wesen, so tritt das V. 13 noch viel stärker hervor. Da ist die Rede von den Augen des Worts,*) vor welchem alle Creaturen aufgedeckt und gleichsam mit zurückgebogenem Nacken wie Opferthiere des Richtschwerts harrend zur Verfügung stehen (Grundtext). Das hat schon viele so vor den Kopf gestoßen, daß sie die Worte „vor ihm" und „vor seinen Augen" V. 13 nicht, wie der Zusammenhang erfordert, auf das Wort, von dem doch zuletzt die Rede war, sondern auf den weit entlegenen Genitiv „Gottes"

*) Ebenso Gal. 3, 8: „die Schrift hat es zuvor ersehen (Grundtext: die Schrift sah es voraus), darum verkündigt sie u. s. w."

(V. 12) beziehen wollen, gegen alle Sprachregeln und den Nerven der Beweisführung durchschneidend. Vielmehr ist hier dieselbe Einheit zwischen dem Evangelium und Christo, zwischen Gott und seinem Worte, die wir überall finden, und die Luther bewog, die Bibel mitunter „Gott" zu nennen, welche Scheibel bewog, zu sagen, wenn er die Bibel aufschlage, möchte er auf die Kniee fallen und rufen: Herr, das ist dein heiliges Wort; wenn er auf das lutherische Bekenntniß sehe, dann stehe er auf und sage, das ist ein gutes, schriftgemäßes Bekenntniß; wenn er aber an die lutherische Kirche denke, dann setze er sich und seufze, Herr, erbarme dich der lutherischen Kirche.

Diese Identität zwischen Gott und seinem Worte beweist eben auf das stärkste die Inspiration. Mit keinem blos menschlichen Worte könnte sich Gott so identificiren. Wie wir glauben, daß das Wasser der Taufe nicht blos die Abwaschung von Sünden und die himmlische Gabe bedeute, sondern daß Wasser, Geist und Blut beisammen sind (1. Joh. 5), wie wir glauben, daß Brod und Wein im Abendmahl nicht blos Christum bedeuten, als ob er abwesend wäre, sondern daß Christi Leib und Blut in den Elementen wahrhaft zugegen sei, so ist in den Sätzen der Bibel der dreieinige Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, wohnend und wesentlich zugegen, und zwar darum, weil diese Sätze von „Gott gehaucht", vom heiligen Geiste eingegeben, in Herz, Lippen und Zunge seiner Diener gelegt sind. Seines Kleides Saum rührt jeder an, der sich mit der Bibel beschäftigt, mag er es nun gebrochenen und gläubigen Herzens thun, sich zum ewigen Heil, oder mag er es leichtfertig, trotzig und frevelnd thun, sich zum Verderben. Darum ist der Kampf um die heilige Schrift schließlich ein Kampf

um den lebendigen Gott selber.

Mein'n Füßen ist dein heilig Wort
Ein' brennende Lucerne,
Ein Licht, das mir den Weg weist fort;
So dieser Morgensterne
In uns aufgeht, so bald versteht
Der Mensch die hohen Gaben,
Die Gottes Geist denen g'wiß verheißt,
Die Hoffnung darein haben.

BS480 .G837
Der Kampf um die Heilige Schrift ind
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00064 9006